BIO FORUM Schweiz

Kultur und Politik

2›11

Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Urbaner Gemeinschaftsgarten in der Lorraine/Bern, April/Mai 2011

Fotos: Markus Schär

Wie weiter mit der Möschberg Erklärung?

Die Stossrichtung scheint klar: Die Landwirtschaft sollte ökologisch und sozial intensiviert werden. Wo setzen wir nun aber im Konkreten an? Jakob Weiss nennt Fragen, die es im Alltag zu stellen gilt. Seite 4

Biogasanlagen in der Landwirtschaft

Sind Biogasanlagen tatsächlich das Gelbe vom Ei? Ernst Frischknecht fragt nach der Wirkung von vergorener Gülle und bringt kritische Einwände aus der Perspektive des «ursprünglichen» Biolandbaus. Seite 14

Energie und Gesellschaft

Der Wissenschaftsjournalist und Historiker Marcel Hänggi hat ein brisantes neues Buch veröffentlicht: «Ausgepowert. Das Ende des Ölzeitalters als Chance.» Im Interview erläutert der Autor, wie Energie eine Gesellschaft prägt. Seite 16

Energie-effizienter Heustock

Wer baut heute noch einen Heustock ohne Heubelüftung? Zum Beispiel Georges und Julie Stoffel-Rein – und dies mit gutem Grund: Anstatt Strom nutzen sie die kostenlose Sonnenenergie und die Tätigkeit der Mikroorganismen zur Heukonservierung. Seite 18

Ernährungssouveränität und regionale Vertragslandwirtschaft

Thomas Gröbly macht ein Planspiel: Wie sähe eine regionale Versorgung mit Lebensmitteln aus, die auf den Prinzipien der Ernährungssouveränität basiert? Seite 8
In Bern haben junge, engagierte Leute den ersten Schritt in diese Richtung gemacht: Zusammen mit Bauernfamilien gründeten sie das regionale Vertragslandwirtschaftsprojekt soliTerre. Seite 10

Milieubericht aus dem Genfer Weinbau

Ein Winzerlehrling schildert seine Arbeitswelt, deren Pole durch den Patron und die portugiesischen Landarbeiter gegeben sind. Das Machtgefälle und die Abhängigkeitsverhältnisse, aber auch der ökonomische Druck und die unterschiedlichen kulturellen Kontexte erschweren einen allseits befriedigenden Arbeitsalltag. Seite 23

Biolandbau und Forschung?

An welchen Effekten wird gute Biolandbau-Forschung gemessen? Was ist «Praxis-Forschung»? Ein Bericht über Debatten an der «Wissenschaftstagung ökologischer Landbau» in Gießen von Nikola Patzel. Seite 19

Ernährungssouveränität beginnt im Blumentopf

Was schmeckt besser als eine erdfrische Karotte oder eine sonnengereifte Tomate frisch aus dem Garten? Die Kultur der Selbstversorgung mit Gemüse und Früchten aus dem Garten hat sich glücklicherweise noch weitgehend erhalten und erfreut sich zunehmender Beliebtheit.

Dezentrale Landwirtschaftsstrukturen sind seit der Sesshaftwerdung der Menschen vor rund 10 000 Jahren das Rückgrat der Ernährungssicherheit. Mit der fortschreitenden Industrialisierung der Landwirtschaft und der Supermarkt-Verfügbarkeit der Nahrung in unserer westlichen Welt wurde dieser Grundsatz von einer erdrückenden Mehrheit der Gesellschaft als überholt betrachtet. Wenige Höfe in unseren Breitengraden arbeiten heute noch wertschöpferisch, die meisten Betriebe vernichten grosszügig Unmengen von Ressourcen, um zwar immer mehr landwirtschaftliche «commodities» aber im Endeffekt immer weniger Lebens-Mittel zu produzieren.

Rund um den Globus findet jedoch ein Umdenken statt. Nahrungsmittelskandale, verstrahlte Nahrung, explodierende Gesundheitskosten aufgrund von Industrienahrung miserabler Qualität, nachhaltig vergiftete Böden usw. rücken die Lebensmittel in den Fokus der Mitesser. Zahlreiche GärtnerInnen stehen in dieser Zeit wiederum in den Gärten, den Hintern in die Luft gestreckt, die Hände in der Erde. Mit mehr oder weniger grünen Daumen übernehmen sie (wieder) Verantwortung für die eigene Ernährung. Längst sind es nicht mehr nur die SchrebergärtnerInnen: Stadtgartenprojekte schiessen wie Beikraut aus dem Boden. Ist dies mehr als Spielerei und Freizeitbeschäftigung? Ich möchte behaupten, dass viele dieser Initiativen eine politische Dimension beinhalten. Jeder selbst gezogene Salat ist eine Stimme für ein zunehmendes Bewusstsein gelebter Ernährungssouveränität! In Kuba zum Beispiel sind solche Projekte aus bitterster Not entstanden: Ohne Agrochemikalien und mit massiv begrenztem Zugang zu Treibstoffen entwickelte sich eine neue Versorgungskultur, so dass heute drei Viertel des in Havanna gegessenen Gemüses aus stadteigener Produktion stammen. Am Bio Marché in Zofingen werden wir vom Bioforum eine Debatte zu diesem Thema veranstalten. InitiantInnen von Gartenprojekten mit Direktvermarktung werden ihre Motivationen erläutern, zusammen mit Nils Aguilar, Soziologe, Dokumentarfilmer und Kenner von agro-ökologischen Bewegungen in Stadt und Land. Einen Auszug seines Films «Voices of the Transition» werden wir zum Abschluss des Gipfels vorgeführt bekommen.

Ich lade Sie alle dazu ein, uns in Zofingen zu besuchen und die Debatte mit spannenden Wortmeldungen, Gedanken und Ansätzen zu bereichern.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre und lassen Sie sich von Ihrer Erde reich beschenken!

Herzlich
Markus Lanfranchi

Das Bioforum Schweiz ist einer nachhaltigen Landwirtschaft verpflichtet. Im Biolandbau sehen wir die zukunftsfähigste Form von Landbewirtschaftung. Dafür müssen alle Menschen guten Willens zusammenspannen.

Auch Sie können uns unterstützen mit **einer Spende, einer Schenkung, einem Legat, einer Erbschaft.**

Unser Konto: PC 30-3638-2, Bio-Forum Möschberg/Schweiz, 3506 Grosshöchstetten

Neu an Bord…

Seit Ausgabe 1/2011 bin ich neu an Bord des Redaktionsschiffes von «Kultur und Politik». Um Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, eine Vorstellung über meinen Hintergrund zu vermitteln, präsentiere ich mich hier kurz. Herkunft und Werdegang prägen schliesslich auch die Sichtweisen, die Texten zugrunde liegen.

Foto: David Loher

Markus Schär. Aufgewachsen bin ich im Berner Seeland auf einem Bauernhof mit Milchwirtschaft und Ackerbau. Das Bauern als Lebensform meiner Familie lehnte ich lange Zeit ab – zu viele Entbehrungen musste ich im Vergleich zu meinen Kindheits- und Jugendfreunden in Kauf nehmen, und in der schulfreien Zeit auf dem Hof mitzuhelfen, fand ich nervig. Meiner schulischen Bildung lag ein diffuses Streben nach einem bequemeren, «modernen» Leben zugrunde: Ich besuchte das Gymnasium und studierte später aufgrund eindrücklicher Reise-Erfahrungen Geographie. Der rote Faden in meinem Leben war (und ist) ein undogmatisches «links-alternatives» Selbstverständnis ohne Parteibindung, das ich vermutlich durch das Erleben und Wahrnehmen von Ungerechtigkeit entwickelte. Übertragen auf die weltpolitische Lage führte mich diese Sensibilität für Ungerechtigkeit zur Auseinandersetzung mit dem, was ab Ende der 1990er Jahre als «Globalisierungskritik» bezeichnet wurde: «Freihandel» bzw. ausbeuterische und assymetrische Handels- und Machtbeziehungen, Bereicherung und Verarmung, Welthunger. In diesem Zusammenhang schlich sich auch das Thema Landwirtschaft wieder in meinen Interessenshorizont ein – zunächst im südlichen Kontext. Ich erkannte, dass den Bäuerinnen und Bauern als NahrungsproduzentInnen gesellschaftlich eine existenzielle Bedeutung zukommt. Zudem begann mir die gelegentliche Mithilfe auf dem elterlichen Hof während den Semesterferien Freude zu bereiten. Die Bewegung im Freien tat mir gut, die körperliche Müdigkeit am Abend stellte sich als angenehmer heraus, als die Kopfmüdigkeit nach einem Tag voller Vorlesungen und Seminare an der Uni.

Gegen Ende des Studiums machte ich erste Bekanntschaften mit «alternativen» ÄlplerInnen und liess mich nach meinem Uni-Abschluss zum Abenteuer «Alp» hinreissen. Die Vorstellungen von einem (vermeintlich) «authentischen» Leben, vom «selbstbestimmten» Zusammenleben und -arbeiten im Alp-Team, und dies in einer «ursprünglichen» Bergwelt, reizten mich. Auf die körperliche Erschöpfung und die Überforderung mit der Verantwortung für eine 130 Tiere umfassende Herde war ich indes kaum vorbereitet – sie brachten mich an meine psychischen und physischen Grenzen. Schmerzen im Rücken und in den Handgelenken sowie schweisstreibende Träume von ausbrechenden Kühen relativierten die Alpenromantik erheblich. Dennoch bekamen die schönen Aspekte des Älplerlebens mit zunehmender Erfahrung die Oberhand, und ich wurde zum Wiederholungstäter. Angeregt durch meine Alpsommer wollte ich mein Wissen von und meine Erfahrung in der Landwirtschaft erweitern und machte mit 30 Lebensjahren auf dem Buckel noch eine bio-landwirtschaftliche Ausbildung. Seither arbeite ich im Winter als Betriebshelfer, meist für die Schweizer Bergheimat auf Biohöfen im Berggebiet, und erlebe in dieser Tätigkeit die z.T. harten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Bauernfamilien hautnah mit. Im Sommer zieht es mich weiterhin aus der Stadt- und Agglo-Schweiz hoch über die Waldgrenze hinaus. Da ich es immer wieder erfolgreich schaffe, die mitgeschleppten Utensilien wie Handy, Laptop, CD-Player, Zeitung usw. als Produkte und Symbole unserer Konsum- und Fortschrittsgesellschaft auszublenden, nehme ich das Älplerleben immer noch irgendwie als «authentisch» wahr. Mittlerweile bin ich am Sennen, d.h. zuständig für die Konservierung des Kaseins der Kuhmilch in Form von Alpkäse.

Als Leser verfolge ich die Debatten in «Kultur und Politik» schon seit ein paar Jahren mit Interesse – keine andere mir bekannte Zeitschrift setzt bäuerliche Themen derart konsequent in ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge. Und nun kann ich in «Kultur und Politik» auch meine Neigung ausleben, mich recherchierend und schreibend mit Themen auseinanderzusetzten, die mich interessieren. Dies sind speziell Gemeinschaftsprojekte im Sinne der regionalen Vertragslandwirtschaft oder Gemeinschaftshöfe. Ausserdem finde ich die oftmals unterschlagene Idee der Suffizienz für die Energie- und Klima-Debatte unerlässlich – da möchte ich dran bleiben. Ebenso wie an der Kritik der kapitalistischen Wachstumswirtschaft generell, die es als wirtschaftliche, soziale und ökologische Sackgasse zu entlarven und zu überwinden gilt. Ich freue mich auf einen angeregten Austausch mit allen, die an «Kultur und Politik» beteiligt sind, wie auch auf Rückmeldungen von LeserInnen. •

Die Wurzel zur Möschberg Erklärung

Das diesjährige Möschberg-Gespräch unter dem Motto «Von der Erklärung zur Tat» versprach Handlungsanweisungen, wie der Weg in eine postfossile Landwirtschaft aussehen könnte. Ohne den Anspruch zu haben, die Frage nach dem «was tun?» allgemeingültig beantworten zu können, scheint klar, dass wir unser Handeln an den Grundsätzen einer ökologischen und sozialen Intensivierung ausrichten sollten.

Jakob Weiss. Die Zeit während den jährlichen Möschberg-Gesprächen ist immer dicht (nicht luftig), die Themen sind tief (nicht locker). Man will sich, sehr zurecht, aber auch Zeit lassen. Gute Gedanken, inspirierende Atmosphäre, Offenheit für Anderes und Neues gibt es mit einem streng kalkulierten Zeitplan nicht – für diese Qualitäten sind Lockerheit und Luftigkeit unabdingbar. Und so ist es jeweils keine leichte Aufgabe, zwischen ausufernder Weite und strenger Strassenflucht (zwischen Land und Stadt?) den passenden Weg und das gefällige Tempo zu finden.

Ziel des Möschberg-Gesprächs 2011

Nachdem 2010 ein richtungweisendes Dokument, die Möschberg Erklärung, erarbeitet wurde, wollte der Präsident auch dieses Jahr zu einem greifbaren Resultat kommen. Von der Erklärung zur Tat, lautete die logische Devise. Nach den Überlegungen zur allgemeinen Situation (Welternährung, Erdölabhängigkeit, Situation von «Bio») sollten nun 2011 die entsprechenden Handlungsanweisungen für die tägliche Praxis auf den Höfen in den Brennpunkt gerückt werden: «Richtlinien» ohne Papier und Paragraphen, die wirkliche Nachhaltigkeit in der Landwirtschaft möglich werden lassen. Wenn man aber nach vielen Diskussionen und nur einer Nacht Schlaf fertig machen, zu einem Schluss unterhalb der vorgestellten Ideale gelangen muss, kommt noch jedem etwas in den Sinn, was bisher unerwähnt blieb; und wenn man dieses vervollständigte «Alles» zusammenfassen und auf den ominösen Punkt bringen sollte, breitet sich gedankenversunkenes Schweigen aus. Es bleibt aber im schon ausgedünnten TeilnehmerInnenbestand nur noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Ende der Tagung. Also braucht es einen «Ruck». Das Produkt dieser halben Stunde möchte ich hier darstellen, samt gewissen Hintergründen und Nachgedanken.

Ökologische Intensivierung: konkrete Schritte aus der Erdölsucht

Bevor wir den Begriff der ökologischen Intensivierung verstehen und mit Inhalt füllen konnten, stand er schon als Vorstellung über dem Möschberg-Gespräch 2011. Weil in der Möschberg Erklärung der Graben zwischen Land und Stadt als Thema hervor tritt, dessen Einebnung (nicht Überbrückung!) das künftige wichtige Handlungsfeld und Ziel beider Seiten sein muss, darf sich «Intensivierung» nicht nur auf die landwirtschaftlich-handwerkliche Praxis beziehen, sondern muss ebenso die gesellschaftliche Ebene einbeziehen. Der Einfachheit halber nannten wir diese Ebene «soziale Intensivierung». (Zur Dimension von Seele und Leib verweise ich auf den Beitrag von Ueli Ramseier in K&P 1/2011). Was als Resultat der Arbeitsgruppen in Worte gefasst werden konnte, stand dann doch noch punkt 16 Uhr auf einer Flipchart. In sanfter Überarbeitung sieht es wie unten dargestellt aus.

In der Praxis auf den Höfen soll die ökologische Intensivierung bewirken, dass auf den (meisten) Böden mehr Ertrag als mit der heute gebräuchlichen Bewirtschaftung erzielt werden kann. Dies jedoch im gerade entgegen gesetzten Sinn zur industriellen und kapitalintensiven Landwirtschaft, welche glaubt, mittels Zusatzstoffen und hybrider oder gentechnisch veränderter Sorten maximale Erträge produzieren zu müssen. Dabei schädigt sie die Böden, bewirkt Abhängigkeiten, die der Ernährungssouveränität entgegen wirken und setzt grosse Mengen fossiler Energie ein. Dem gegenüber heisst ökologische Intensivierung Vielfalt der Kulturen auf engem Raum. Sie verlangt mehr menschliche Arbeitskraft, kommt aber ohne künstliche Düngung und mit minimaler maschineller Bearbeitung aus. Sie ist nicht den Landwirten vorbehalten, sondern findet ihren Platz auch in Stadtgärten oder auf Brachflächen. Mit regional angepassten Bewirtschaftungsformen sind dann auch weitgehend selber bestimmte Sozialstrukturen verbunden, der «soziale Zwilling»

Grundzüge einer ökologischen Intensivierung in der Landwirtschaft

Ökologische Intensivierung

- Fördert das Zusammengehen mit der Natur statt deren Dominierung
- Öffnet den Menschen den Blick für das Ganze
- Sichert die Nahrungsgrundlage (Ernährungssouveränität)
- Schafft Kreislaufsysteme statt Auslaufmodelle
- Fördert gesunde Lebensprozesse und stoppt die Energieverschwendung
- Ist ein gewaltfreier Weg aus der Wachstumsökonomie

Soziale Intensivierung

- Wir bieten Nichtbauern und Nichtbäuerinnen «Boden unter den Füssen» an
- Wir kooperieren mit gesinnungsoffenen Menschen und schaffen lebendige Gemeinschaften
- Wir teilen Wissen und Erfahrungen
- Wir suchen nach Lösungen – mit Einfällen statt Abfällen
- Wir holen Menschen auf die Höfe und unterstützen Gärten in der Stadt
- Wir fördern gesellschaftliche Prozesse zur Verringerung von Ungleichheit

dieser Landbewirtschaftung wirkt sich «natürlich» auf die ganze Gesellschaft aus.

Knalleffekt oder Grundwelle

Gerne hätten wir diesem (unvollendeten) Folgedokument zur Möschberg Erklärung mit einem knalligen Titel zu mehr Gewicht oder Bedeutung verholfen. Eine Zäsur, wie sie vor zehn Jahren die Chiffre «9/11», oder «Nine Eleven», für die Weltpolitik bedeutete, möchten die Möschberger auch für die Landwirtschaft signalisieren: Das Bioforum stellt die Twin Towers der Landwirtschaft wieder auf in Form von ökologischer und sozialer Intensivierung. Deshalb hiesse unser Manifest gerne «1/11» oder «One Eleven» (auch wenn wir statt Monat und Tag den Monat und das Jahr nennen müssen, weil es sonst weniger gut tönen würde). Die Älteren unter uns sind gleich noch an die alte Telefonnummer der Auskunft erinnert, das «Elfi» und dann das «Hundertelfi», womit wir uns nicht ganz zu unrecht auch als (offene) Bewahrer und Verwalter bäuerlichen Wissens verstehen dürfen. Ich breche die reflexive Übung in Selbsteinschätzung hier ab. Schlagworte sind nicht das Markenzeichen des Bioforums, wenn schon wünschen wir der Möschberg Erklärung die Wirkung einer anhaltenden Grundwelle, nicht die unberechenbare Wucht eines Terroranschlags. Und deshalb heisst ihr Folgedokument, die Wurzel zur Praxis, jetzt nicht «1/11», sondern einfach «Grundzüge einer ökologischen Intensivierung in der Landwirtschaft». Die damit verknüpfte soziale Intensivierung ist unbedingt mitgemeint, doch weil Bauern und Bäuerinnen nicht die Fachleute für Soziales, sondern hauptsächlich für die Bodenbebauung sind und zudem nur noch eine Minderheit von rund 3 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, beschränken wir uns mit diesem Titel auf unser Kerngeschäft.

Foto: Tom Hänsel

Der ökologische Fussabdruck...

Wo stehen wir heute?

Zur Erinnerung sei hier nochmals zusammengefasst, was die Möschberg Erklärung so brisant macht. Der Weltagrarbericht 2008 zeigte erschreckend deutlich, dass die agrarpolitische Stossrichtung, wie sie von einem globalisierten Welthandel scheinbar gefordert wird, nicht die Lösung sein kann. Hinter den tragischen Verzerrungen, die nach wie vor zu Hunger in landwirtschaftlich geprägten Ländern und zu zunehmenden Abhängigkeiten anstelle von Ernährungssouveränität führen, stehen die wirtschaftliche Machtfrage und der Kampf ums Erdöl. Schon bevor uns Daniele Ganser in seinem dem Möschberg-Gespräch vorgelagerten Vortrag die bedenklichen Fakten vor Augen führte, und fast bedenklicher noch unser Unvermögen, die Konsequenzen dieser Fakten im Alltag umzusetzen, wussten wir, dass von einer landwirtschaftlichen Selbstversorgung in der Schweiz gar nicht mehr gesprochen werden darf – ausser man würde das für die Produktion nötige Erdöl als «unser Erdöl» bezeichnen. Gestehen wir uns aber ein, diese Energiequelle unter zunehmend kritischeren Umständen zukaufen zu müssen, damit die in unseren hiesigen Nahrungsmitteln gespeicherte Lebensenergie überhaupt «produziert» werden kann, dann sind wir beim Selbstversorgungsgrad Null. Oder anders: 100% abhängig von einem nicht erneuerbaren und bald zu Ende gehenden Stoff. Die landwirtschaftliche Produktionsweise ist gewaltig «aufgeblasen» von Diesel betriebenen Maschinen und Agrochemikalien. Bevor dieser Ballon platzt, müssen wir den Ausstieg, das Ventil aus der wachstumsfixierten Erdölwirtschaft finden. Der Fortschritt der letzten 60 Jahre hat uns auf ein Schwindel erregendes Konsumniveau getrieben, das neben vielen Segnungen immer offensichtlicher weltweite Probleme verursacht. Hungertote, Kriege, finanzielle Verwerfungen und selbst die Zunahme natürlich-klimatischer Gefährdungen fussen weitgehend in der Ausbeutung fossiler Energieträger, deren Ergänzung oder Ersetzung durch Atomstrom eingeschlossen. So geht es nicht weiter – und alle wissen es.

Wie gelähmt

Bei der Frage, was zu tun sei, wird es schwierig. Denn wenn es einfach wäre, hätten wir schon Mitte der 1970er Jahre mit dem nötigen «Umdenken – Umschwenken» (Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen in Zürich, 1975) begonnen. «Die Grenzen des Wachstums» (Meadows, 1972) waren damals schon gezeigt; «Die sogenannte Energiekrise oder die Lähmung der Gesellschaft» (Illich, 1974) hatte auf die materiellen wie mentalen Konsequenzen billig verfügbarer Energie aufmerksam gemacht; «Vom Mythos des Hungers» (Collins und Lappé, 1977) legte dar, dass Hunger ein politisches, bzw. ein Devisen- und kein Agrarproblem ist; «Ein Planet wird geplündert» (Gruhl, 1975) hielt «Die Schreckensbilanz unserer Politik» fest, so der Untertitel. Ich stehe mit dieser kurzen Aufzählung erst am Anfang eines verstaubten Büchergestells, denke flüchtig an Afrika, den Irak, Indien, Japan im Jahr 2011… – und der Mensch ist also das vernunftbegabte Wesen?

Der ökologische Fussabdruck

In der langen Reihe verwandter Publikationen steht auch ein Bändchen von Wackernagel und Rees (1997): «Unser ökologischer Fussabdruck». Nicht, dass darin viel neu wäre, sieht man von den

sich stets leicht verändernden Berechnungen, Zahlen und Befürchtungen ab, aber mir gefällt das plastische Bild vom Fussabdruck. Er bedeutet, kurz gesagt, die Umrechnung unseres Konsumverhaltens samt Energie- und sonstigem Ressourcenverbrauch in ökologisch unversehrte Bodenfläche, die uns vom Nahrungsmittel über den Bodenschatz bis zum Wasser und Sauerstoff das Lebensnotwendige zur Verfügung stellt. Wenn alle Menschen lebten, wie wir in der Schweiz leben, bräuchte es nach Wackernagel und Rees zweieinhalb Planeten Erde. Vielleicht sind es auch drei, mit etwas Glück nur zwei. So oder so ist die Klarheit überwältigend: Wir Schweizer und Schweizerinnen brauchen heute fast dreimal mehr Fläche als uns zusteht und müssen folglich unseren Fussabdruck verkleinern, wollen wir nicht weiter auf Kosten anderer Menschen und der natürlichen Umwelt leben. Wir brauchen uns gar nicht in die Einzelheiten zu vertiefen, wie dieser Fussabdruck berechnet wird. Wir brauchen bloss zur Kenntnis zu nehmen, dass wir gesamtgesellschaftlich gesehen auf zu grossem Fuss leben und folglich von allem weniger brauchen und besitzen sollten.

Die Richtung des Ausstiegs

Warum sich nicht spielerisch dem Schwierigen annähern? Mir fällt in letzter Zeit beispielsweise auf, dass die meisten Sonnenbrillen einfach im Haar und auf Glatzen stecken oder dann abends im Dunkeln getragen werden: Auf geschätzte 70% aller Sonnenbrillen könnte ohne Verlust an Lebensqualität verzichtet werden. Kürzlich im Konzert schweiften meine Gedanken ab und ich sah, dass der Nichtgebrauch von vielleicht 50% aller Haarfärbemittel bestimmt weder ein ästhetischer Verlust noch der Diversität alternder Individuen abträglich wäre. Mein täglich verwendetes Wattestäbchen – nötig für die Ohren oder eine dumme Gewohnheit? Würde ich mich «eingeschränkt» fühlen, wenn jeder vierte Artikel im Coop oder Migros nicht dort wäre? Fände ich nachts mein Zuhause nicht mehr, wenn jede zweite Strassenlampe fehlte?

Es ist schwierig, bei solchen Gedankenspielen nicht in eine moralisierende Rechnerei und Vergleicherei mit andern TeilnehmerInnen an unserem Gesellschaftsleben zu geraten. Von «Verzicht» ist heute ja eher nicht die Rede, Ökologie rentiere, rechnen uns politische Stimmen vor. «Gürtel enger schnallen» kommt im Freizeit betonten Lebensstil, wo «work» und «life» ausbalanciert werden müssen, nur im Diätbereich gut an. Aber wenn es um zuviel Lärm, nervöse Kinder, stressige Anforderungen am Arbeitsplatz, zu knappe Haushaltbudgets und anderes geht, wird selten die Verbindung zum ganz simplen «weniger von allem» gemacht. Die Forderung heisst meist «billiger», um mehr davon zu haben. Und als oberste Rechtfertigung gegen das Weniger wirkt im Zweifelsfall das Argument der Arbeitsplätze, denn wenn wir weniger Haarfärbemittel verbrauchen, würden natürlich auch einige Coiffeursalons verschwinden. Die Grossverteiler könnten mit reduzierter Artikelzahl ihre Umsätze nicht mehr steigern, Luxusgeschäfte würden wieder rarer, wenn wir Uhren nur für die Zeitangabe brauchen täten. Ähnliche Gedanken lassen sich in Bezug auf «Information» spinnen: Brauchen wir die heute gebräuchlichen Detailangaben auf jedem Lebensmittel? (Was machen wir eigentlich damit?) Bringt uns jede «Weiterbildung» wirklich weiter? Sind alle TV-Kanäle nötig? Die tägliche Angabe zum Pegelstand für die Rheinschifffahrt hat man einst aus den Nachrichten entfernt, wie viele Leute brauchen heute den täglichen Pegelstand der Börsen tatsächlich zu wissen?

Ohne hier zu einem Schluss zu kommen: Es gibt bei genauerem Hinsehen ein nicht nur grosses, sondern auch spannendes und verzweigtes «Verzichtpotential», welches meinen Alltag in keiner Weise beschädigt, sondern eher den Raum und die Zeit schaffen kann, um Lebenssinn und andere Qualitäten wieder deutlicher zu erfahren. Das «Instrument» dazu: Meinen persönlichen Fussabdruck in überlegten Mikroschrittchen genüsslich verkleinern. Nachfrage nach Überflüssigem einschlafen lassen.

Foto: Markus Schär

Stell dir vor, es ist Konsum und keiner geht hin… (Westside-Shopping-Center, Brünnen/Bern).

Die Fussgrösse der Landwirtschaft

Dass die Landwirtschaft als System oder Wirtschaftsbereich auch einen Fussabdruck hinterlässt, ist ein schwer verkraftbarer Befund. Denn bisher war die Vorstellung angenehm, dass die Landwirtschaft das Land hat, auf dem alle anderen ihre Fussabdrücke hinterlassen können. Sie produziert schliesslich Nahrungsmittel, schöne Landschaft und gute Luft und macht, dass überhaupt eine Gesellschaft existieren kann. Das stimmt auch, doch zu welchem «Preis» tut sie das heute? Antwort: Sie hat sich vollständig an das billige Erdöl verkauft. Gäbe es morgen keinen Diesel mehr auf den Betrieben, wäre die Katastrophe rasch da, von Stromausfällen für die Melkanlagen mit entsetzlichen Folgen ganz zu schweigen. Ich will nicht mit Horrorvorstellungen spielen, aber das Gedankenexperiment zeigt sofort und klar, in welche Richtung die Zukunft gesucht werden muss.

Konkret: Wenn ein Landwirt die Gelegenheit hat, 10 Hektaren Land neu und günstig in Pacht nehmen zu können, so ist das nicht mehr unbedingt eine glückliche Fügung. Denn die nachhaltige Frage müsste – aufgrund der Möschberg Erklärung – lauten: Kann ich dann nächstes Jahr auch eine Arbeitskraft mehr beschäftigen? Oder schaffe ich nur grössere Maschinen an (und mache später Feierabend)? Natürlich handelte es sich bei der Arbeitskraft nicht um eine allzu billige und befristete aus dem Osten oder Süden Europas, sondern um die Leute mit den aufgegebenen Coiffeursalons, Imbissbuden, Boutiquen, Anwaltskanzleien, Beratungsstellen, Werbeagenturen, um Zielmarktverantwortliche in Versicherungen, Nordpoltrek-Anbieter, Investoren und so weiter. Sie alle hätten gemerkt, wie vielfältig

und kreativ die Arbeit in der breit gefächerten sozial- und ökointensiven Landwirtschaft ist (nicht mehr zu verwechseln mit heutiger Landwirtschaft). Die zweite wichtige Frage wäre: Kann ich mit der Zupacht nicht nur die Biodiversität auf meinem Betrieb verbessern, sondern auch die Soziodiversität erhöhen?

Lebens- statt Sterbehilfe

Damit sind die zwei wichtigsten Kriterien genannt, die eigentlich jeden Entscheid auf jedem landwirtschaftlichen Betrieb immer begleiten müssten. Ob es die Kuhrasse betrifft und damit die Fütterung, ob es um den Stallneubau und die «eingesparten» Arbeitsabläufe geht, ob es den Weg der produzierten Güter nach Verlassen des Betriebs betrifft (landet meine Milch im erdölumhüllten Jogurtbecherlein oder meine Kartoffel im Chipssack?), bei allen betrieblichen Veränderungen muss die Antwort so ausfallen, dass meine Erdölabhängigkeit geringer wird und die ökologische wie auch die soziale Intensivierung zunehmen. Ausnahmen kann es geben, das Kurz- und das Mittelfristige mögen manchmal dem Langfristigen noch widersprechen. Doch Generalentschuldigungen gibt es angesichts der bekannten Tatsachen keine mehr. «So etwas ist nicht realistisch», «das geht erst, wenn die andern mitmachen», «bis ich den Betrieb aufgeben muss, hat das alles noch keine Wirkung», das sind keine Argumente, erst Ausflüchte, um in der Erdölfalle stecken bleiben zu dürfen. Um weiterhin die Welt dem noch gängigen Wirtschaftswachstum opfern zu wollen. Über den Abschluss des eigenen Lebens sollten wir den gesundheitlichen Umständen entsprechend als mündige Individuen selber bestimmen können, aber als Mitläufer auf den kollektiven Suizid hinzuwirken ist eine unschöne Lebensgrundlage. •

Dahinter stehen 40 Jahre Bio-Süssmost Tradition

Seit 40 Jahren wird in der Mosterei Möhl Bio-Süssmost aus Demeter- und Knospenqualität gepresst. Das Obst stammt vor allem von Hochstamm-Bäumen der Bio-Bauern aus der nächsten Umgebung, deren Höfe und Baumbestand nach den Richtlinien der BIO SUISSE bewirtschaftet werden.
Der frisch gepresste Saft wird unter Kohlensäuredruck eingelagert. Erhältlich in Retourflaschen beim Getränkehändler, in SPAR-Läden oder im Reformhaus.

BIOSUISSE

MÖHL

Mosterei Möhl AG, 9320 Arbon
Telefon 071 447 40 74
www.moehl.ch

Jeder macht mal schlapp! Das gilt auch für Tiere. Dann brauchen sie zu einem vollwertigen Basisfutter einen zusätzlichen Vitalitätsschub. Anima-Strath ist ein natürliches Aufbaumittel aus einer einmaligen Kombination von Hefe und Kräutern und sorgt für

- **gutes Wachstum**
- **bessere Vitalität**
- **schönes, glänzendes Fell**
- **besseren Appetit in der Rekonvaleszenz**

Anima-Strath®
Aufbaumittel

Bio-Strath AG, 8032 Zürich • www.anima-strath.ch

Ernährungssouverän in die Zukunft: gemeinsam, fair, selbstbestimmt [1]

Was bedeutet Ernährungssouveränität, und wie ist sie umsetzbar? Um der Entleerung des Begriffs entgegenzuwirken, ist es wichtig, das Konzept vor seinem globalen Entstehungshintergrund zu betrachten, und es konkret auf die lokale Ebene herunterzubrechen.

Thomas Gröbly. Die Bauernfamilie Berger hat 20 Kühe und liefert ihre Milch der Grossmolkerei Thaler ab. Bergers möchten qualitativ gute Milch liefern, soviel dafür bekommen, dass sie gut leben können und den Hof dereinst ohne hohe Schulden an ihre Tochter oder an ihren Sohn abgeben können. Unternehmer Thaler, der soeben drei Kleinmolkereien aufgekauft und in eine moderne Anlage zur Milchverarbeitung investiert hat, möchte einen tiefen Milchpreis und seine Produkte auch im nahen Ausland verkaufen. Er erwägt, günstigere Milch von da zu kaufen. Da er in der Region quasi das Monopol hat, können Bergers zurzeit nirgends sonst ihre Milch abliefern. Die Bank Thalheim hat dem Milchverarbeiter Thaler für seine Wachstumsstrategie einen Kredit gegeben. Auch wenn der Zins dafür tief ist, scheint das für die Bank ein sicheres Geschäft zu sein. Die Familie Heimthaler mit den fünf Kindern konsumiert Milch, und möchte diese in guter Qualität zu einem günstigen Preis kaufen können. Herr und Frau Heimthaler zahlen jährlich in den Pensionsfonds der Bank Thalheim ein und sind im Alter auf die Rente angewiesen. Sie möchten also einen möglichst hohen Zins auf ihr hart Erspartes. Familie Heimthaler kauft die Milch beim Grossverteiler Bergheim, welcher die regionale Milch mit einem Label versieht. Bergheim ist bekannt für sein ökologisches Engagement, insbesondere für seine «Grünmilch».

Die richtigen Fragen stellen

So ist, etwas vereinfacht gesagt, unsere Lebensmittelversorgung organisiert. Die verschiedenen Akteure haben je eigene Interessen, welche unter den gegenwärtigen Marktbedingungen von Verdrängungswettbewerb, Profitmaximierung und Wachstumszwang mit denjenigen der anderen im Konflikt stehen. Wer die grösste Marktmacht hat, wird seine Interessen durchsetzen, und dies ist in der heutigen Marktordnung die Grossindustrie bzw. die Konzerne. Ich behaupte nun, dass dadurch eine energie-intensive und arbeits-extensive Landwirtschaft – nennen wir sie «industrielle Landwirtschaft» – gefördert wird. Die wichtigen Fragen lauten nun aber: Kann die «industrielle Landwirtschaft» mit den gegenwärtigen, von der Grossindustrie dominierten Marktstrukturen

- *die Armut radikal vermindern?*
- *den Klimawandel verringern und den Planeten abkühlen?*
- *die Biodiversität, die Agrobiodiversität und die Bodenfruchtbarkeit vergrössern, sowie die Wasserressourcen schonen?*
- *die Verteilung und die Märkte so organisieren, dass ein hohes Mass an Mitsprache über die Agrar- und Handelspolitik besteht?*
- *die Arbeits- und Lebensbedingungen für alle verbessern?*
- *langfristig genügend Lebensmittel von guter Qualität und reich an Nährstoffen für neun Milliarden Menschen erzeugen?*

Meine These dazu lautet: Nein, im Hinblick auf echte Nachhaltigkeit und Zukunftsfähigkeit kann dies nur der *Biolandbau,* und zwar innerhalb eines wirtschaftspolitischen Ordnungsrahmens, der auf *Ernährungssouveränität* basiert.

«Peak Everything» als Herausforderung

Die Fragen nach der landwirtschaftlichen Produktionsform und der Wirtschaftsordnung müssen in einen breiteren Kontext gestellt werden: Hunger und Armut, Energiekrise, Klimakrise, Wasserkrise, Bodenkrise, Finanzkrise – also ein «Peak Everything». Sind wir bis heute fälschlicherweise davon ausgegangen, dass Energie im Überfluss vorhanden ist, müssen wir uns zukünftig neu orientieren und diskutieren, wofür und wie wir die beschränkte Menge einsetzen wollen. Beschränkt ist die Menge deshalb, weil das Erdöl zu Ende geht («Peak Oil») und die Atomenergie keine Alternative ist. Wir müssen vom stetigen Wachstum und der «grösser-schneller-mehr»-Ideologie Abschied nehmen. Die gegenwärtige Situation ist auch durch eine Krise der Seele gekennzeichnet, weil wir meinen, Lebensqualität und Glück sei identisch mit Energie- und Naturverbrauch, mit Wachstum und Beschleunigung.

«Man kann nur an und nicht mit der Landwirtschaft Geld verdienen»

Diese Krisen wurden unter anderem durch ein Marktdenken und durch eine zunehmende Ökonomisierung aller Lebensbereiche hervorgerufen. Dazu drei Thesen:

• *Die Marktdominanz führt zu einer Kapital- und Machtkonzentration*: Was zwischen der Bauernfamilie Berger, der Grossmolkerei Thalheim, der Bank Thaler, dem Grossverteiler Bergheim und der Konsumenten-Familie Heimthaler abläuft, ist eine raffiniert angelegte Form der Umverteilung von den Armen zu den Reichen. In jedem Liter Milch, die Familie Heimthaler beim Grossverteiler Bergheim kauft, stecken etwa 30% an Zinszahlungen an die Kapitalgeber. Zins und Zinseszins sind zwangsläufig auf Wachstum angelegt, weshalb versucht wird, immer neue Bereiche ins Marktsystem einzufügen: Saatgut und Gensequenzen sollen patentiert werden, öffentliche Güter wie Wasser, Luft, Biodiversität, Wissen und Forschung sollen in private Hände gelangen. Je höher die Renditeerwartungen sind, desto höher der Druck und letztlich die Kapital- und Machtkonzentration.

• *Die sogenannten «freien Märkte» stärken die Starken:* Der «freie Markt» bedeutet für die Landwirtschaft, dass Bäuerinnen und Bauern

Ernährungssouveränität bezeichnet das Recht der Bevölkerung, eines Landes oder einer Union, die Landwirtschafts- und Verbraucherpolitik ohne Preis-Dumping gegenüber anderen Ländern selbst zu bestimmen. Das Konzept geht vom Vorrang der regionalen und nationalen Selbstversorgung aus. ProduzentInnen, VerarbeiterInnen und VerbraucherInnen verpflichten sich zu transparenter Deklaration und kostendeckenden Preisen, damit die BäuerInnen nachhaltig produzieren können.

[1] *Dieser Text basiert auf einem Vortrag, den der Autor am 24. März 2011 an der Generalversammlung der Biobäuerinnen und Biobauern der Nordwestschweiz in Sissach gehalten hat.*

unter den Bedingungen von Wettbewerb, Konkurrenz und Preisdruck für den internationalen Markt produzieren sollen. Das ist aber fatal, weil sie im Gegensatz zur Nahrungsmittelindustrie keine Marktmacht haben und nur über intensivierte Ausbeutung von Natur und Menschen «wachsen» können. Die Bauernfamilie Berger lebt vom Boden und ihren Tieren, wodurch ihre Produktion immer begrenzt sein wird. Ihr Betrieb könnte quantitativ nur durch die Übernahme des Nachbarbetriebs «wachsen». Das würde aber noch nicht heissen, dass ihre Milch dadurch billiger würde. Nur durch Ausbeutung von Mensch und Natur könnten sie billiger produzieren. Es ist bekannt, dass in den letzten Jahren in der Schweiz die landwirtschaftlichen Produzentenpreise gesunken sind, während gleichzeitig die Konsumentenpreise gestiegen sind. Die Konsumenten zahlen immer mehr, und die Bauern erhalten immer weniger, wodurch sich die Wertschöpfung in der Grossindustrie konzentriert.

• *Die Ökonomisierung bevorzugt kapitalintensive, industrielle Lösungen:* Gemäss dieser These werden Problemlösungen ausserhalb des Geldsystems gar nicht erst in den Blick genommen; nur industrielle, kapitalintensive Ansätze werden verfolgt. Diese sind aber in der Regel nicht auf Kooperation mit der Natur angelegt, sondern auf Ausbeutung, Manipulation und Gewalt. Monokulturen, Pestizide, transgene Organismen, Zerstörung von Böden, Gewässern usw. sind Beispiele dafür.

Angesichts der vielfältigen Krisen und vor dem Hintergrund des Wachstumszwangs spielt sich gegenwärtig der grosse Streit um die letzten Ressourcen ab. Und da wird weder auf Natur noch auf Menschen Rücksicht genommen. Sind die sozialen und ökologischen Folgen in vielen Ländern des Südens offensichtlich, so sind sie bei uns für viele oft nicht einfach zu erkennen. Aber sie sind da: beispielsweise in Form der ausgebeuteten LandarbeiterInnen in Almeria und Sizilien, oder in Gestalt von existenzbedrohten BäuerInnen. Die meisten BäuerInnen weltweit leiden unter ähnlichen Problemen: unter Abhängigkeit, Ausbeutung, Verschuldung, Finanznot und letztlich unter psychischer Not wegen grassierender Zukunftsunsicherheit. Was wäre dieser verheerenden Entwicklung als positives Korrektiv entgegenzusetzen?

Ernährungssouveränität als Antwort

Es gibt verschiedene Definitionen von Ernährungssouveränität, und der Begriff droht mittlerweile zu einem Modewort zu verkommen. Dies ist problematisch, weil der Begriff damit an kritischem Potenzial verliert (analog zum Begriff «Nachhaltigkeit»). Ich beziehe mich hier auf das ursprüngliche Konzept von Via Campesina, weil es eben gerade als Gegenentwurf zur WTO-Freihandelsdoktrin entwickelt wurde, und weil dahinter der grösste Bauernverband mit mehr als 60 Millionen BäuerInnen steht.

Foto: Markus Schär

Gibt es hier auch Ernährungssouveränität in Bio-Qualität?

Die Ziele des Konzepts der Ernährungssouveränität bestehen darin, die bäuerliche Landwirtschaft zu stärken, die lokale Ernährungssicherheit zu erhöhen, eine möglichst grosse Unabhängigkeit von anonymen Märkten und multinationalen Konzernen zu erreichen, sowie die Agrar- und Verbraucherpolitik demokratisch zu legitimieren. Ernährungssouveränität heisst weiter, dass Exportsubventionen und Preisdumping untersagt werden, dass es wieder mehr BäuerInnen braucht und diese (sowie die LandarbeiterInnen) einen gerechten Lohn erhalten. BäuerInnen sollen sich nur auf Märkte abstützen, welche sie mitkontrollieren können. Ernährungssouveränität ist keine rückwärtsgewandte Nostalgie, sondern ein notwendiger Schritt für die Zukunftsfähigkeit des Planeten und der Landwirtschaft weltweit.

Die meisten gewinnen, aber anders als heute

Übertragen wir dieses Konzept fiktiv auf unser Beispiel: Die Bauernfamilie Berger und andere Bauernfamilien haben sich mit Heimthalers und weiteren KonsumentInnen zu einer Milch-Genossenschaft zusammengeschlossen. Diese Genossenschaft bezahlt den Bergers einen kostendeckenden Preis für ihre Milch. Es wird nur lokale Milch verarbeitet, welche auch lokal verkauft wird. Heimthalers können nun gute Milch zu einem fairen Preis kaufen (der Zwischenhandel und seine Margen fallen weg). Sie haben zudem ihr Pensionskassengeld in die Genossenschaft investiert. Es gibt da zwar nur wenig Zins, aber das Geld ist ethisch vertretbar und sicher angelegt. Die Molkerei Thaler liess sich überzeugen, dass sie eine kleine Molkerei der Genossenschaft überlassen soll. Die Bank Thalheim hat mitgeholfen, eine zinslose Regionalwährung aufzubauen. Somit besteht kein Wachstumszwang mehr, es werden faire Preise bezahlt und neue lokale Arbeitsplätze geschaffen. Nur der Grossverteiler Bergheim ist Verlierer, weil seine Milch zu teuer ist und er keine Bauernfamilien mehr findet, die ihm Milch liefern.

Ich habe hier etwas plakativ beschrieben, wie das Konzept der Ernährungssouveränität konkret aussehen könnte. Viele Details wurden ausgeblendet, und wir leben ja auch nicht von Milch alleine. Das Beispiel sollte verdeutlichen, dass Ernährungssouveränität zu mehr Fairness und Schonung der Ressourcen führt. Wichtig dabei ist auch, dass alle Beteiligten an Selbstbestimmung gewinnen, denn die Steuerung von Angebot und Nachfrage wird nicht mehr dem anonymen Markt überlassen, sondern vertraglich geregelt. Damit wird das Wetter- und Ernterisiko auf alle verteilt, und es ist nicht mehr nötig, gezielt Überschüsse zu produzieren. Ebenso eröffnet sich den BäuerInnen die Chance, der «landwirtschaftlichen Tretmühle» zu entkommen, d.h. den Mechanismus zu durchbrechen, dass jede Effizienz- bzw. Produktivitätssteigerung zu einem tieferen Produzentenpreis führt.

Packen wir es an

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Ernährungssouveränität eine solidarische Einbindung in die lokale und globale Welt mit einem Höchstmass an Mitbestimmung anstrebt. Ernährungssouveränität ist ein Konzept gegen die Ausbeutung von Menschen und Natur durch das Kapital. Es skizziert eine realistische und heute realisierbare Alternative und liefert Antworten auf die globalen Krisen der Gegenwart. Ernährungssouveränität wird uns nicht geschenkt, sondern diese müssen wir uns erarbeiten und aufbauen, da wo wir leben. Für die BäuerInnen, aber auch für die Konsumierenden liegt es auf der Hand, sich für Ernährungssouveränität zu engagieren. Dies aus langfristigem Eigeninteresse, aber auch aus der Überzeugung heraus, dass wir «eine Welt» sind und als Menschen alle zusammen gehören. Der lokale Zusammenhalt und die hohe Verbindlichkeit ermöglichen Respekt und Achtsamkeit und nicht zuletzt auch eine gesicherte Existenz und Zufriedenheit. •

Ein Vertrag für die Zukunft

Mit soliTerre hat das Modell der Vertragslandwirtschaft auch in Bern Einzug gehalten. Nach dem ersten erfolgreichen Jahr nimmt das Interesse am Projekt weiter zu. Wie kam soliTerre zustande, wie funktioniert die Zusammenarbeit zwischen BäuerInnen und KonsumentInnen und was hat die regionale Vertragslandwirtschaft den Beteiligten generell zu bieten?

Markus Schär. Die Idee der regionalen Vertragslandwirtschaft ist so einfach wie bestechend: BäuerInnen und KonsumentInnen schliessen gemeinsam einen Vertrag ab, in dem sie vereinbaren, zu welchen Modalitäten Lebensmittel produziert und geliefert werden – ganz ohne WTO, Freihandelsabkommen und Nestlé. Als Rudi Berli von der Bauerngewerkschaft uniterre 2008 an einer Attac-Veranstaltung in Bern von diesem Modell erzählte, sagten sich ein paar Anwesende: «Das müssen wir in Bern auch machen.» Einer von ihnen war Michael Beyer, Informatiker und langjähriges Attac-Mitglied. Er stellte fest: «Wir leben zwar in einer Informationsgesellschaft, wissen aber nicht mehr, woher unsere Lebensmittel kommen oder wie sie hergestellt wurden. Das ist Entfremdung.» Attac Bern hatte sich schon länger kritisch mit der Freihandelspolitik und mit Konzernmacht auseinander gesetzt, insbesondere auch in den Bereichen Landwirtschaft und Lebensmittelerzeugung. Mit der regionalen Vertragslandwirtschaft bekam die Thematik Ernährung für die GlobalisierungskritikerInnen einen neuen, auf den praktischen Alltag bezogenen Aspekt: Woher kommt der Salat auf meinem Teller? Unter welchen Bedingungen wurden die Tomaten, die ich so gerne esse, produziert? Kurzum: Es ging darum, einen Bezug zu den Lebensmitteln herzustellen, die jeder und jede täglich isst.

Genossenschaft oder Verein?

Die erste Sitzung zum Thema sprach insbesondere VertreterInnen links-grüner Parteien an. «Wir wollten aber nicht nur diskutieren, sondern ein konkretes Projekt realisieren, und so verabschiedeten sich diese wieder», so Michael Beyer. Die anfängliche Idee, genossenschaftlich organisiert Land zu suchen, scheiterte daran, dass die Beteiligten nicht genug Kapazitäten hatten. So entschloss man sich, BäuerInnen mit eigenen Höfen für eine Zusammenarbeit anzufragen und schaltete in der landwirtschaftlichen Fachpresse ein Inserat. Auf diesem Weg wurde auch Fredy Schmied, Bio-Bauer aus Kirchlindach, auf das Projekt aufmerksam: «Ich hatte vorher schon von der Vertragslandwirtschaft gehört, aus der Westschweiz und aus Frankreich, und war von der Idee sehr angetan. Den Kontakt zwischen Produzent und Konsument haben wir mit der Direktvermarktung schon früher gefördert. Und die regionale Lebensmittelerzeugung ist uns seit jeher ein Anliegen.» Nach weiteren Sitzungen, an denen auch IP-BäuerInnen teilnahmen, fällten KonsumentInnen und ProduzentInnen den Mehrheitsentscheid, nur Knospe- und Demeter-Höfe für das Projekt zu berücksichtigen. Schliesslich machten sechs Bio-Bauernhöfe aus der Region mit.

Ende 2009 wurde der Trägerverein soliTerre gegründet, dem ProduzentInnen und KonsumentInnen angehören. Arbeitsgruppen erarbeiteten Konzepte und Vorschläge für die praktische Umsetzung der regionalen Vertragslandwirtschaft und planten die Logistik. Dabei orientierten sie sich am Fribourger Projekt «Notre Panier Bio». Im März 2010 war es dann soweit: Die ersten soliTerre-Tüten, gefüllt mit Gemüse, Früchten, Eiern, Trockenfleisch oder Käse, konnten an die anfangs 90 AbonnentInnen ausgeliefert werden.

Vertragslandwirtschaft ganz konkret

soliTerre funktioniert folgendermassen: KonsumentInnen schliessen mit dem Verein einen Jahresvertrag ab, wodurch sie selber Vereinsmitglieder werden und bei der Mitgliederversammlung mitbestimmen können. Sie erhalten wöchentlich einen Lebensmittelkorb für zwei (Fr. 20.–) oder vier Personen (Fr. 32.–). Die darin enthaltenen Lebensmittel stammen allesamt von den beteiligten Bio-Höfen aus der Region. Der Korb wird jeweils an einen der vier Verteilpunkte in der Stadt Bern geliefert, wo er am selben Tag abgeholt werden muss. Die Bezahlung erfolgt vierteljährlich im Voraus an den Verein.

Auch die ProduzentInnen schliessen mit dem Verein einen Vertrag ab. Sie verpflichten sich darin, Lebensmittel von ihrem Hof nach Bedarf des Verteilerzentrums zu liefern. Der Verein seinerseits verpflichtet sich gegenüber den ProduzentInnen vertraglich, die Produkte gemäss einer Preisliste, die von der Mitgliederversammlung zu Beginn des Geschäftsjahres verabschiedet wird, zu vergüten. Dies hat für die BäuerInnen einen entscheidenden Vorteil, wie Fredy Schmied betont: «Die gesicherte Abnahme ermöglicht eine bessere Planbarkeit. Eine festgelegte Menge ist quasi im Voraus verkauft, zu einem fairen Preis». Dank der Vorausbezahlung durch die KonsumentInnen ist der Verein immer liquid und kann die von den BäuerInnen in Rechnung gestellten Lieferungen sogleich bezahlen.

Die Verteilung und die Administration werden gemeinsam finanziert: Der Verein behält 10% des Konsumentenpreises eines Korbes zurück, und die ProduzentInnen treten 15% des Preises der

Wogegen **regionale Vertragslandwirtschaftsprojekte** in der Westschweiz seit Ende der 1970er Jahre eine beträchtliche Verbreitung fanden, gab es in der Deutschschweiz diesbezüglich lange Zeit keine vergleichbare Dynamik. Einzig in Basel existiert seit 30 Jahren ein Pionierprojekt: die **Genossenschaft Agrico,** die mit 20 MitarbeiterInnen in Therwil den Birsmattehof biologisch bewirtschaftet und rund 1400 Haushalte mit frischem Gemüse, Fleisch und Eiern versorgt. In den letzten zwei Jahren hat die Idee der regionalen Vertragslandwirtschaft in der Deutschschweiz nun aber weiter Fuss gefasst. **soliTerre** in Bern und **ortoloco** in Zürich stehen für diese Entwicklung. Den zwei Initiativen liegen ähnliche Motive zugrunde, sie haben aber unterschiedliche Trägerschaftsformen.

http://www.birsmattehof.ch
http://www.soliterre.ch
http://ortoloco.ch

Foto: Markus Schär

Fredy Schmied beim Abpacken der soliTerre-Gemüsetaschen.

gelieferten Produkte ab. Für die Logistik ist Bio-Bauer Fredy Schmied zuständig: Er macht die Bestellungen bei den anderen ProduzentInnen, diese liefern die Lebensmittel auf seinen Hof, wo sie abgepackt werden. Schliesslich bringt Fredy oder seine Frau Erika die soliTerre-Tüten mit einem Erdgas-Auto an die vier Verteilpunkte in der Stadt Bern. Für diese Arbeit wird er mit einem Stundenlohn bezahlt. Die Administration (Korb-Administration, Rechnungen, Mutationen, Buchhaltung) erledigt Michael Beyer, wobei bislang nur die Buchhaltung entlöhnt wurde. «In Zukunft sollen jedoch sämtliche administrativen Arbeiten bezahlt werden, damit das Projekt dauerhaft auf einem soliden Fundament funktionieren kann», berichtet Michael. Der Informatiker hat eigens für das Projekt eine Administrations-Software entwickelt, die die Abläufe stark vereinfacht.

Was ist ein gerechter Preis?

Regionale Vertragslandwirtschaft beinhaltet gemäss dem Selbstverständnis der Beteiligten auch gerechte, kostendeckende Preise für die BäuerInnen. Doch wie legt man einen fairen Preis fest? Eine Arbeitsgruppe, bestehend aus VertreterInnen der BäuerInnen, des Vorstandes und der Mitglieder, arbeitete für das erste Vereinsjahr eine Preisliste mit Jahresdurchschnittspreisen aus. Jahresdurchschnittspreise bedeuten, dass es keine saisonalen Preisschwankungen gibt – die BäuerInnen können sich auf den im Voraus vereinbarten Preis verlassen. Als Diskussionsgrundlage diente die Preisliste von «Notre Panier Bio», aber auch Preisempfehlungen von Bio Suisse wurden berücksichtigt. Angepasst wurden die Preise da, wo die effektiven Produktionskosten eines Produzenten aufgrund dessen Anbau-Bedingungen höher sind. Schliesslich wurde die Preisliste durch die Mitgliederversammlung formal verabschiedet, «wobei hier nicht mehr über einzelne Preise diskutiert wurde», wie Michael Beyer festhält.

Aber auch das Preismodell der Flächenpauschale wird bei soliTerre ins Auge gefasst. Nach diesem Prinzip «mieten» die KonsumentInnen von den BäuerInnen zu einem festgelegten Preis eine bestimmte Bodenfläche. Auf diesem Stück Land baut der Bauer gegen Lohn nach effektivem Aufwand das gewünschte Lebensmittel an. Die KonsumentInnen können dadurch bestimmen, wie ihre Lebensmittel angebaut werden. Die Bäuerin ihrerseits muss das Risiko wetterbedingter Ernteausfälle nicht mehr tragen. Verteilt wird, was geerntet wird, also auch Lebensmittel mit kleinen Schönheitsfehlern. Michael Beyer erzählt, dass eher die kleinen soliTerre-Höfe an diesem Modell interessiert seien. Für die «grösseren» Höfe ist die konsumentenseitige Vorgabe der Produktionsweise schwieriger zu bewerkstelligen, da hier eine bestimmte Kultur oft auf einer grösseren Fläche angebaut wird. Eine unterschiedliche Anbauweise für den relativ kleinen Flächenanteil von soliTerre würde den Arbeitsaufwand vielleicht nicht rechtfertigen.

Die Flächenpauschale schliesst das bisherige Preismodell von soliTerre allerdings nicht aus, denn sie kann auch nur auf einzelne Lebensmittel oder auf einzelne Höfe angewendet werden. «Es soll ganz sicher niemand dazu gezwungen werden», so Michael Beyer.

«Zäme, lokal und fair» in die Zukunft

soliTerre blickt zuversichtlich in die Zukunft: Das Projekt erzielte 2010 einen Jahresumsatz von Fr. 150 000.–, und die Jahresrechnung wies eine schwarze Null aus. Innerhalb des ersten Vereinsjahres hat die Anzahl der beteiligten Haushalte von 70 auf 150 zugenommen, und seit März 2011 mussten bereits wieder 20 NeuAbonnentInnen auf die Warteliste gesetzt werden. Man sei allerdings vorsichtig bezüglich «Wachstum», insbesondere was die Aufnahme neuer ProduzentInnen anbelange, erläutert Michael Beyer. Vielmehr gehe es jetzt mal noch darum, die Zusammenarbeit mit und zwischen den bereits beteiligten BäuerInnen zu festigen, um das Motto des Vereins noch besser umzusetzen: «zäme, lokal, fair». ●

Bio-Bauer und soliTerre-Produzent Fredy Schmied aus Kirchlindach über regionale Vertragslandwirtschaft:

«Der Konsens zwischen Produzenten und Konsumenten ist sehr wertvoll. Bauern können heute ohnehin nicht mehr autonom entscheiden: Vieles wird von den Grossverteilern diktiert. Bei der Vertragslandwirtschaft geht die Mitbestimmung statt an den Grossverteiler an die Konsumenten – sie sollen mitbestimmen können, wie ihre Lebensmittel hergestellt werden. Dann braucht es all die Labels gar nicht mehr, das ist sowieso ein bisschen ein Wirrwarr.»

«Wenn sich die regionale Vertragslandwirtschaft einmal im grossen Rahmen durchsetzen würde, dann bekämen die Bauern auch wieder kostendeckende Preise, und sie wären viel weniger auf staatliche Unterstützung angewiesen. Jetzt sind die Direktzahlungen einfach eine Verbilligung der Lebensmittel. Politiker reden immer noch davon, dass Lebensmittel zu teuer seien, dabei wird in der Schweiz durchschnittlich gerade noch 7 oder 8% des Einkommens für Lebensmittel ausgegeben. «Billiger» geht aber immer auf Kosten der Bauern, der Landarbeiter und der Umwelt. Regionale Vertragslandwirtschaft kann dieser Entwicklung etwas entgegensetzen.»

Das Quartier als Ausgangspunkt für regionales (Land-)Wirtschaften

Studierende der Schweizerischen Hochschule für Landwirtschaft erarbeiteten im Rahmen einer Projektwoche konkrete Vorschläge zur Ausgestaltung einer Regionalwirtschaft in einem neuen Zürcher Quartier, ausgehend von einer regionalen Lebensmittelversorgung nach sozialen, wirtschaftlichen und ökologischen Kriterien.

Jan Grenz, SHL. Das Verhältnis von Siedlungsbau und Landwirtschaft wird oft auf das Gegeneinander von Landwirtschafts- und Bauzonen reduziert. Die Ausdehnung der Agglomerationen führt zur beklagten Zersiedelung und dem Verlust von Fruchtfolgeflächen. Dabei stehen Stadt wie Land vor der Herausforderung, schonend und effizient mit den natürlichen Ressourcen umzugehen und ihren Bewohnern attraktive Lebensbedingungen zu bieten. Die räumlich enge Verzahnung von Stadt und Land in der Schweiz schafft Probleme, bietet aber auch Chancen, wie sie sich Betrieben etwa in den Weiten Kanadas oder Australien nicht bieten.

«Jardins de cocagne», «TourneRêve», «ortoloco» oder «soliTerre» – die regionale Vertragslandwirtschaft bzw. «agriculture contractuelle de proximité» in ihren diversen Ausprägungen erfreut sich steigender Beliebtheit bei Produzenten und Konsumenten. Die Idee, Bauern und Bäuerinnen und Verbraucher enger zu vernetzen, ist nicht neu. Die Therwiler Genossenschaft Agrico besteht seit 1981, die Genfer «Jardins de cocagne» seit 1978. Nicht alle Anläufe waren allerdings so erfolgreich. Heute gewinnt der Schulterschluss von Produzenten und Konsumenten wieder an Anziehungskraft. Neben dem wachsenden Interesse an echten und erträumten ländlichen Lebenswelten, von dem Zeitschriften wie LandLust und Schweizer LandLiebe zeugen, sprechen handfeste Gründe für eine ernsthafte Auseinandersetzung mit regionalwirtschaftlichen Ideen.

Die zunehmend globale, auf Niedrigpreise ausgerichtete Lebensmittelversorgung scheint nicht zu trennen vom «Wachsen oder Weichen». Landwirtschaftsbetriebe, Verarbeiter, Handelsunternehmen, Entfernung – überall ist Wachstum angesagt. Mit der räumlichen (und innerlichen) Entfernung von der Nahrungsproduktion droht auch verantwortungsbewussten Konsumenten die Entscheidungsgrundlage zu nachhaltigem Verhalten abhanden zu kommen. Der ebenfalls wachsende Dschungel an Siegeln und Labels ist dabei nicht immer hilfreich. Auch bei nüchterner Betrachtung ist zu fragen, wie lange sich diese Entwicklung noch fortsetzen lässt, ab welchem Punkt die Nachteile die Vorteile überwiegen.

Regionalwirtschaftliche Konzepte, die auf Wertschöpfung vor Ort setzen, könnten eine nachhaltige Alternative oder wenigstens Ergänzung zu langen, von Handel und Verarbeitung dominierten Wertschöpfungsketten sein. Viele Fragen sind allerdings noch offen, etwa punkto Energieeffizienz, Kreislaufwirtschaft (Phosphorrückführung!), Wirtschaftlichkeit und Logistik.

«mehr als wohnen» mit regionalem Essen

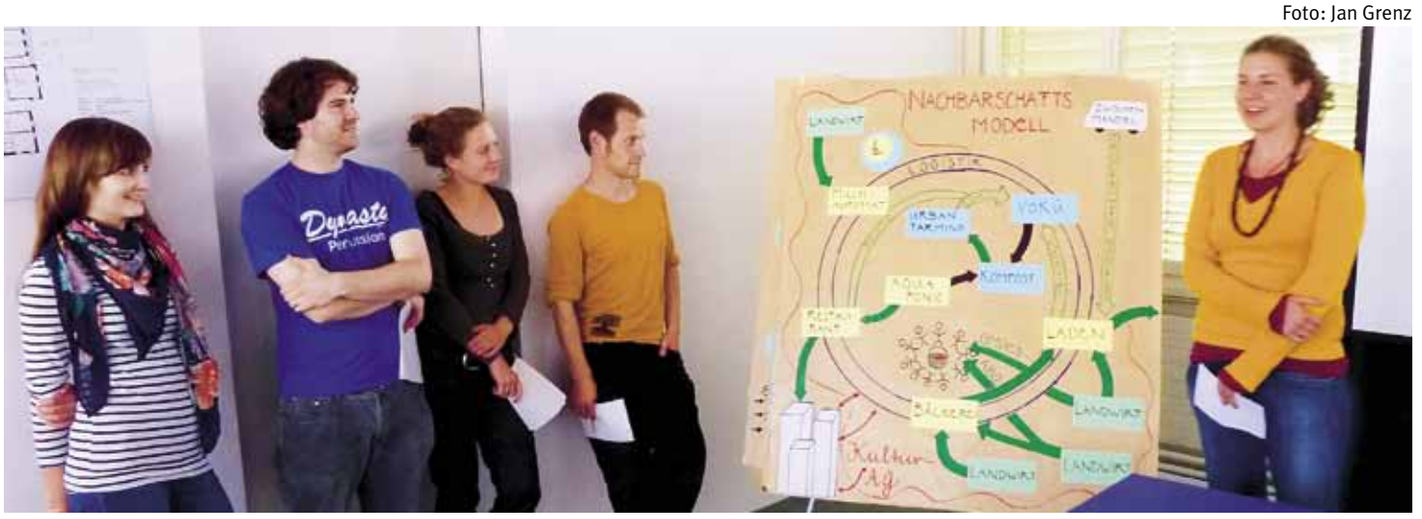
Eine Gruppe von 19 Studierenden der Schweizerischen Hochschule für Landwirtschaft SHL (Zollikofen) im letzten Studienjahr nutzte in einer Projektwoche im April 2011 die Gelegenheit, sich am praktischen Beispiel Einblicke in regionalwirtschaftliche Fragen zu erarbeiten. Die Projektwoche wurde mit und über die Zürcher Baugenossenschaft «mehr als wohnen» und in Zusammenarbeit mit der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW durchgeführt. Auf einem Areal in Zürich-Leutschenbach, unweit der Studios des Schweizer Fernsehens, wird ab diesem Jahr eine Siedlung mit 470 Wohnungen für rund 1200 Bewohner gebaut. Beispielhafte ökonomische, ökologische und soziale Lösungen für den gemeinnützigen Wohnungsbau werden hier umgesetzt und erprobt. Die Siedlung orientiert sich am Ziel der 2000-Watt-Gesellschaft und soll preisgünstiges, gemeinschaftsförderndes Wohnen bieten (www.mehralswohnen.ch). Projekte mit teilweise ähnlichen Zielsetzungen entstehen auch andernorts in Zürich, in Winterthur, Bern, Lausanne und Genf.

Aus landwirtschaftlicher Sicht besonders spannend ist das Ziel einer nachhaltigen Versorgung der BewohnerInnen mit Lebensmitteln aus der Region. Ziel der Projektwoche war es, möglichst nachhaltige und umsetzbare Konzepte für die Zusammenarbeit der künftigen Siedlung mit ihren landwirtschaftlichen VersorgerInnen zu erarbeiten. Die Lösungen sollten Produzenten und Konsumenten konkreten Mehrwert bieten, energieeffizient sein, zu engeren Stoffströmen beitragen und auch Modellcharakter für ähnliche Projekte haben. Die Studierenden wurden vor Ort durch Monika Sprecher, Projektleiterin Betrieb von «mehr als wohnen», in das Projekt eingeführt und konnten sich ein Bild vom Areal machen. Auch ein Austausch mit Studierenden der FHNW, die sich mit technischen und ökonomischen Aspekten von «mehr als wohnen» auseinandersetzen, fand statt. Unterstützt durch Impulsreferate, z. B. zur Praxis des Betriebs der Produzenten-Konsumenten-Genossenschaft Hallerladen (Bern), erarbeiteten die Studierenden in Gruppen vier Konzepte für die Versorgung der Siedlung in Leutschenbach. Heraus kam eine Fülle von kreativen Ideen, praktischen Überlegungen und konkreten Berechnungen z. B. des Lebensmittelverbrauchs der Siedlung, der möglichen Umsätze eines Bioladens im Quartier und der zu erwartenden Mengen an Bioabfällen. Die Konzepte wurden an die Baugenossenschaft übergeben und sollen das Aufgleisen eines konkreten Versorgungsmodells unterstützen.

«mehr als nahrung» könnte konkret heissen…

Vorgeschlagen wurde zum Beispiel die Gründung einer Genossenschaft «mehr als nahrung», ähnlich dem Hallerladen. In dieser sollten auch die Bauern und Bäuerinnen Mitglieder sein, nicht aber deren Betriebe. Im Mittelpunkt aller Konzepte stand der Quartierladen, der den Grossteil der Versorgung der 1200 BewohnerInnen mit Grundnahrungs-

Foto: Jan Grenz



mitteln leisten soll und allenfalls auch, zum Beispiel per «take-away», mehrere tausend Beschäftigte in umliegenden Gewerbegebieten ansprechen könnte. Der Laden, dessen Umsatzpotential auf 1,8 Mio. CHF/Jahr bis 4,1 Mio. CHF/Jahr geschätzt wurde (je nach Anteil am Einkauf der BewohnerInnen, Marge und Absatz an «externe» KundInnen), könnte mehreren Personen Arbeit bieten und so auch einen sozialen Nutzen bringen. Mindestens die Geschäftsführung gehört in professionelle Hände. Eine Variante wäre die Führung des Ladens durch die kooperierenden Landwirte.

Der Nahrungsbedarf der Siedlung wurde basierend auf Statistiken des Bauernverbandes geschätzt, z.B. auf je etwa 80 t Getreide (20 ha) und Gemüse (3 ha), 70 t Eier (3300 Legehennen), 50 t Kartoffeln (3 ha) und 130 000 l Frischmilch (25 Kühe). Die Zahlen in Klammern geben die nötigen Flächen bzw. Tierzahlen bei durchschnittlichen Erträgen im Biolandbau an. Die Mengen zeigen, dass eine professionelle Logistik unumgänglich sein wird. Auf Produzentenseite werden rund fünf bis zehn Partnerbetriebe nötig sein, vielleicht auch einige mehr. Sind es weniger Betriebe, steigt die Anfälligkeit gegen Schwankungen auf der jeweils anderen Seite, etwa durch witterungsbedingte Ernteausfälle oder Veränderungen im Verbraucherverhalten. Weitgehende Einigkeit bestand darüber, dass die BewohnerInnen nur freiwillig in der Landwirtschaft mitarbeiten sollten und die Produktion nicht von dieser Mitarbeit abhängig sein darf.

Darüber, ob eine Verarbeitung in der Siedlung möglich und sinnvoll wäre, gingen die Meinungen auseinander. Dafür sprächen die lokale Wertschöpfung und die volle Kontrolle über die Kette, dagegen die hohen rechtlichen Hürden, sowie der Lärm-, Staub- und Abwasseranfall. Auch könnte es, wenn in der Nähe bereits Metzgereien, Bäckereien und Käsereien vorhanden sind, ökologisch sinnvoller sein, deren Kapazitäten zu nutzen, anstatt neue aufzubauen. Auf jeden Fall sollte zuerst geprüft werden, ob z.B. eine Biobäckerei in Reichweite und an einer Zusammenarbeit interessiert ist.

Auch punkto Kreislaufwirtschaft ergeben sich spannende Möglichkeiten. Voraussichtlich werden Siedlung und Laden im Jahr rund 140 t bis 260 t organischer Abfälle erzeugen. Sowohl eine Kompostierungsanlage als auch eine grosse Biogasanlage (Werdhölzli, im Bau) könnten dieses Substrat in unmittelbarer Nähe, ohne lange Transportwege, verwerten. Ein kritischer Punkt wird die Rückführung der verwerteten Biomasse auf die Landwirtschaftsflächen sein.

Quartieraktivitäten und Beteiligung als Herzstücke des Sozialen

Das «Drumherum» der Lebensmittelversorgung könnte einer Vielzahl von Aktivitäten Raum bieten, die etwa über AGs organisiert werden könnten, die der Genossenschaft unterstehen: Events wie Quartier- und Hoffeste, Schule auf dem Bauernhof, Erntehilfe, Seminare zu Ernährungsfragen oder Kurse im Verwerten und Haltbarmachen von heimischem Gemüse. Freiflächen in der Siedlung und/oder Hochbeete können dem «urban farming» dienen, das eher eine soziale als eine Versorgungsfunktion hätte. Eine exotischere Variante hierzu wäre eine kleine Aquakultur (Zucht von Egli und Regenbogenforellen). Eine weitere Idee war die Einführung der Lokalwährung «Leutsche Mark» zur Abrechnung von Gemeinschaftsarbeit. In welchem Mass die BewohnerInnen zu solcher Arbeit bereit sein werden, ist eine wichtige Unbekannte, vor allem wenn der Laden erheblich auf Freiwilligenarbeit angewiesen ist.

In allen Konzepten wurde ein schrittweises Vorgehen «von unten nach oben» empfohlen: So früh wie möglich sollten BewohnerInnen, Bauern und Bäuerinnen in die konkrete Ausgestaltung des Konzepts eingebunden werden, um nicht an der Wirklichkeit vorbeizuplanen. Die genannten Ideen vermitteln einen Eindruck von der Kreativität der Studierenden. Natürlich werden nicht alle der Wirklichkeit standhalten. Wenn allerdings auf einem «Filetstück» in Zürich ein Bauprojekt von 180 Mio. CHF mit ehrgeizigen sozialen und ökologischen Zielen verwirklicht werden kann (unter anderem sollen die BewohnerInnen auf ein eigenes Auto verzichten), warum dann nicht auch ein innovatives Versorgungskonzept? Jedenfalls ist geplant, dass die Baugenossenschaft beim praktischen Angehen der Versorgungsfrage, etwa bei der Suche nach interessierten Landwirten und Verarbeitern, weiter durch SHL und FHNW begleitet und unterstützt wird. ●

Beteiligte an der Projektwoche zur Regionalwirtschaft:

Betreuung: Res Wyss-Oeri, Harald Menzi (beide SHL); Thomas Gröbly, Martin Klöti (beide FHNW)

Studierende: Silvio Guggiari, Noemi Töndury, Claudia Utz, André Stucki, Michael Burkard, Samuel Tschumi, Stefan Wanner, Peter Rathjen, Karin Ruchti, Annatina Reinhard-Klöti, Nora Müller, Peter Suter, Michael Bleiker, Vincent Egger, Dominique Mahrer, Lisa Beutler, Braida Gregis, Hansueli Brassel, Sara Gomez

Vergärungsanlagen im Biolandbau

Biogas wird landauf, landab als alternative Energiequelle gefeiert – so auch in bäuerlichen Kreisen, die darin eine neue Verwertungsmöglichkeit von organischen Abfällen und ein neues Einkommenspotenzial erkennen. Was ist aus der Sicht des Biolandbaus zum Vergären von Gülle und Grünabfällen zu sagen, insbesondere wenn man die Aspekte Boden, Pflanzengesundheit und Fruchtbarkeit in Betracht zieht?

Ernst Frischknecht. Die prognostizierte Energieverknappung lässt in vielen Biobauern den Wunsch erstarken, ihren Betrieb unabhängig von eingekaufter Energie zu organisieren. Schliesslich haben unsere Grossväter ihre Pferde auch mit betriebseigenem Hafer gefüttert. Also sollte doch dem Versuch, mit Bioethanol den Treibstoff für die Traktoren selber herzustellen, nichts im Wege stehen. Ausserdem wollen Biobauern in der ökologischen Gesamtbeurteilung nicht auf einmal schlechter abschneiden als die Kollegen der IP.

Betrachtet man aber das Wesen des Vergärungsprozesses durch methanogene Bakterien etwas genauer, und vergleicht man das mit den Leitsätzen des Biolandbaus, wird man unsicher. Methangasgärung ist nicht vergleichbar mit der Fermentierung durch Milchsäurebakterien unter Sauerstoffabschluss, wie z. B. Sauerkraut oder Silage. Einer der wichtigsten Bio-Grundsätze war, Fäulnis, wo immer sie entstehen kann, zu verhindern. Fäulnis entsteht überall, wo zu wenig Sauerstoff für eine schnelle Zersetzung von organischer Substanz vorkommt, aber noch zu viel, um eine Fermentierung durch Milchsäurebakterien zu ermöglichen. Aus diesem Leitsatz stammte die Vorgabe, den Boden nicht tiefer als 12 cm zu pflügen, weil sonst eingearbeitete organische Substanz zu wenig Sauerstoff für die schnelle Zersetzung bekommt, und deshalb Stickstoff aus Knöllchenbakterien der Leguminosen in Ammoniak umgewandelt wird.

Als dann im Laufe der Zeit die Industrie starke Traktoren für Tiefgrubber und grosse Mehrscharpflüge auf den Markt brachte, huldigten auch Biobauern dieser Technik. Tief lockern und tief pflügen erleichtere den Wurzeln das Eindringen in die Erde, wurde geglaubt. Zumal mit dem grossen Umstellungsboom der 1990er Jahre immer weniger neue Biobauern sich noch mit den grundlegenden Erkenntnissen über die im Boden ablaufenden, natürlichen Zersetzungs- und Wiederaufbauprozessen auseinandersetzten. Oft ist es Neu-Umstellern auch kaum möglich, nach jahrelanger Umsetzung der offiziell gelehrten Nährstoffentzugstheorie einzusehen, dass noch andere, ebenso wichtige Elemente wie der Kreislauf der lebenden Substanz miteinbezogen werden müssen.

Bodenleben fördern, nicht Pflanzen mästen

Galt es früher, nach Möglichkeit Ammoniak in Mist und Jauche gar nicht entstehen zu lassen, so ist die moderne sog. Präzisionslandwirtschaft bestrebt, bei Naturdüngern möglichst viel Stickstoff in der wasserlöslichen Ammoniakform zu haben, weil die Berechnungen für die Düngungsnormen damit einfacher und präziser werden. So wird gelehrt, der Schleppschlauch reduziere die Ammoniakbelastung. Dass eingedrillter Ammoniak im Boden zu Lachgas umgeformt wird, das 300-mal klimaschädlicher ist als CO_2, negiert man meist hartnäckig. In Substrat oder Gülle aus Biogasanlagen kommt Stickstoff in grosser Menge als Ammoniak vor – ein Vorteil für die Präzisionslandwirtschaft, ein gravierender Nachteil für den Biolandbau, der im Grundsatz nicht die Pflanzen ernährt, sondern das Bodenleben aufbaut, das dann die Pflanzen ernährt. Wasserlöslichem Stickstoff (Ammoniak) können Pflanzen schlecht ausweichen. Egal ob aus dem Kunstdüngersack oder aus Biogasabfällen, der Ammoniak wird mit osmotischem Druck in die Wurzeln gepresst, deshalb verschwinden Leguminosen schnell. Humusaufbau wird behindert, und die Fähigkeit der Pflanzen, Spurenelemente aus dem Boden aufzunehmen, wird blockiert. Ist der Stickstoff hingegen organisch gebunden, ist das für die Pflanze wie ein Frühstücksbuffet. Sie kann nach Bedarf auslesen, auch aus den Spurenelementen, und Humusaufbau ist möglich, wenn genügend organisches Material auf den Feldern bleibt.

Abfälle aus Biogasanlagen können zwar nachbehandelt werden. Wird aber zu behandelter Gülle oder aerobem Kompost mehr als ¼ der Menge aus Biogasanlagen beigemischt, besteht die Gefahr, dass die ganze Masse in einen negativen Zustand kippt. Biogastechnologie ist im Biolandbau nur deshalb überhaupt ein Thema, weil immer mehr konventionell ausgebildete Agronomen als Bioberater streng nach der Nährstoffbilanz (N,P,K) rechnen. Weil gemäss ihrem Ansatz Stickstoff in wasserlöslicher Form erwünscht ist und Fäulnisprozesse nach tiefem Pflügen (mehr als 12 cm) nicht wahrgenommen werden, treten Pilzkrankheiten und Schädlinge auch im Biolandbau auf, wo sie mit Fungiziden wie Kupfer und BT-Präparaten bekämpft werden. Dass jede Fungizidbehandlung an Pflanzen indirekt jene Bodenpilze abtötet, welche die bodenbürtige Krankheitsresistenz aufbauen könnten, ist viel zu wenig bekannt.

Einfluss auf Nahrungsqualität?

Bios heisst Leben. Biologisch heisst lebensgesetzliche Zusammenhänge in die Strategie einbeziehen. Der Konsument erwartet im Bioprodukt Lebenskraft. Stoffe aus Fäulnisprozessen ziehen aber Krankheiten und Schädlinge an, statt Lebenskraft zu vermitteln. Masaru Emoto beschreibt in seinem Buch «Die Botschaft des Wassers» (1999, Hado), wie Wasser die Botschaft der Fäulnis aufnimmt und sehr lange weitergeben kann. Dr. Edwin Scheller erläutert in der Zeitschrift «Lebendige Erde» (4/2006) das Problem von Biogas im organischen Landbau. Nach ausführlicher Beschreibung der anaeroben Vergärung (Methangasgärung) der Biogastechnik und dem Vergleich mit der Verdauung von organischer Substanz im Kuhmagen kommt er zum Schluss: «Wenn Betriebe in die Biogastechnik investiert haben, können sie nicht von heute auf morgen damit aufhören. Sie sollten aber Reststoffe aus diesen Anlagen nur auf Felder ausbringen, deren Ernten ausschliesslich in die Biogasanlagen gelangen. Die Flächen für Marktfrüchte sollten dann den Rindermist erhalten, niemals aber Biogasgülle, weil wichtige Fragen betreffend Bodenfruchtbarkeit und Nahrungsqualität

Foto: Markus Schär

Biogasanlage auf Bauernhof in Ittigen / BE.

noch zu wenig geprüft sind. Erste Untersuchungen weisen darauf hin, dass wichtige Einflussfaktoren auf die Bildung von Nahrungsqualität geschwächt oder gehemmt werden. Von daher kann man die Biogastechnologie für den organischen Landbau nicht empfehlen.»

Mineralischer Stickstoff und Fruchtbarkeit

Nach heutigem Wissensstand sind Eiweisse nicht einfach Bausteine des Lebens, sondern Träger der biologischen Funktionen. Sie funktionieren als Enzyme, Antikörper, Rezeptoren, Transportsubstanzen und Hormone. Mit chemischen Beweisen ist es schwierig, den Einfluss von Fremdstoffen wie mineralischem Stickstoff auf Stoffwechsel und Erbstruktur zu erklären. Ein Artikel über «G-Proteine», erschienen in der Zeitschrift «Scientific American» (1992, Juli, S. 36–43), und ein im Wissenschaftsmagazin «Science» erschienener Beitrag («DNA als Marionetten der Enzyme», 2001, Nr. 293, S. 1063–1105) geben uns eine Ahnung davon, welche komplexen Einflüsse neben der Chemie am Werk sind. So schreibt etwa Kurt Eisele: «Das grosse Rätsel der lebenden Welt kann wohl mit so wenigen Hinweisen, wie sie die Chemie liefert, nicht enthüllt werden, aber durch eine Reihe von Forschern verschiedener Länder sind in den letzten Jahrzehnten genügend Tatbestände gefunden worden, welche die Transmutation der Substanz im Lebensgeschehen aufzeigen.» («Die Materie im Lebendigen», 1977).

Ähnelt und Hahn («Tierärztliche Umschau», 4, 1973, S. 155–171) untersuchten die Wirkung von verschiedenem Ratten- und Mäusefutter, eines gedüngt mit wasserlöslichem Stickstoff, das andere mit organisch gebundenem Stickstoff. Diese zwei Futtermittel wurden an vier Generationen Ratten und Mäusen getestet. Ab der dritten Generation traten bei den Versuchstieren, deren Futter mit wasserlöslichem Stickstoff gedüngt wurde, genetische Mutationen auf, und ihre Fruchtbarkeit nahm stark ab. Die Mäuse und Ratten, die das mit organisch gebundenem Stickstoff gedüngte Futter bekamen, zeigten kaum Veränderungen.

In Wissenschaftskreisen gelten diese Versuche als zu wenig breit angelegt, um damit signifikante Aussagen machen zu können. Prof. Bakels hat aber in der Besamungsstation Ülzen (Deutschland) ähnliche Versuche mit Bullen gemacht und kam bezüglich der Fruchtbarkeit zu ähnlichen Resultaten. Ist es wirklich Zufall, dass immer mehr Paare nur noch mit *In Vitro Fertilisation* Kinder bekommen können? Warum fehlt den männlichen Samenfäden die Kraft zum Erreichen der Eileiter? Im Jahr 1981 erschien in der Zeitschrift IFOAM (Hrsg. Ökologischer Landbau, Kaiserslautern, Nr. 37, 38 und 39) ein umfassender Beitrag zur Problematik der Stickstoffdünger in der Landwirtschaft. Aus ganz unterschiedlichen Quellen werden wir sehr klar zur Vorsicht gemahnt. Manchmal bin ich erstaunt, wie wenig die kritische Literatur in Wissenschaftskreisen Eingang findet.

Bio und Gas

Unter Einbezug der gesundheitlichen Aspekte für Boden, Pflanzen, Tiere und Menschen spricht also alles gegen methanogene Vergärungsanlagen auf Bauernhöfen. Aber es ist auch rein rechnerisch ein Flop. So haben im Kanton Zürich drei Bauern, welche seit drei Jahren eine gemeinsame Biogasanlage planten, ihr Vorhaben aufgegeben. Als Grund gaben sie an, die Grünabfälle der Stadt Illnau-Effretikon würden als notwendige Ergänzung ihrer Hofdünger nicht ausreichen. Also hätten sie weitere Rohstoffe, unter Umständen von weit her, zukaufen müssen. Damit aber hätte die Energie-Effizienz nicht mehr gestimmt. Es wäre nicht das erste Mal, dass Politik und Behörden die Bauern zu Sachen motivieren, die 20 Jahre später verboten werden. Denken wir nur an die Stallbauten der 1970er und 1980er Jahre. Als super effizient und arbeitssparend bezeichnet, wurden sie mit unzähligen Millionen subventioniert und sind heute verboten.

Die Biobewegung wollte in ihrer Anfangszeit den Bauern und Bäuerinnen ihre Würde, aber auch ihre Verantwortung als Ernährer der Gesellschaft und als Bewahrer gesunder Böden zurückgeben. Als erster Schritt dazu galt: Vor der Übernahme einer «trendigen» Empfehlung das eigene Gehirn einschalten, damit Fruchtbarkeit und Gesundheit nicht zugekauft werden müssen, sondern selber produziert werden können. Heute müsste es in der biologischen Landwirtschaft darum gehen, das kurzfristige, sektorielle Profitdenken zu überwinden und aus dem täglichen Erleben ganzheitlicher Zusammenhänge langfristig tragbare Strategien zu entwickeln.

So wie ich die Szene des biologisch-dynamischen Landbaus kenne, wird sie kaum auf die Biogasproduktion einsteigen. Bei der Knospe hängt es an einem dünnen Faden, ob ähnlich wie bei der Homogenisierung und Ultrahocherhitzung der Milch, wider besseren Wissens alles was momentan «in» ist, nachgemacht wird, oder ob Bio Suisse merkt, dass der Biolandbau nicht jeden «Gag» mitmachen kann, ohne dass sich die Konsumenten mit der Zeit enttäuscht abwenden. •

Alternative Energien und gesellschaftliche Alternativen

Marcel Hänggi ist Historiker, Wissenschaftsjournalist und Sachbuchautor mit den Schwerpunkten Energie und Klima. Im Gegensatz zu vielen Energie-Experten redet er nicht einfach einer Technologiegläubigkeit das Wort, sondern stellt gesellschaftliche Strukturen im Umgang mit Energie in Frage. Weniger könnte mehr sein, so seine Grundthese.

Markus Schär für K&P: ***In deinem neuen Buch «Ausgepowert» betrachtest du die sich immer deutlicher abzeichnende Energiekrise (Stichwort Peak Oil) aus dem historischen Blickwinkel. Was kann der Blick in die Vergangenheit zur gegenwärtigen Energiedebatte beitragen?***

Marcel Hänggi: Der historische Blick zeigt, wie unsere Gesellschaft überhaupt zu ihrem Umgang mit Energie gekommen ist, und dass diese Entwicklung keine Zwangsläufigkeit gewesen ist. «Entwicklung» wird oft einfach gleichgesetzt mit grösserem Energieverbrauch: Je mehr Energie man zur Verfügung habe, desto besser gehe es einem, so die Annahme. Ich versuche historisch aufzuzeigen, dass es immer wieder Weichenstellungen gegeben hat, an denen die gesellschaftliche Entwicklung auch in eine andere Richtung hätte gehen können. Für die Zukunft heisst das umgekehrt, dass es Optionen gibt.

Was mir in der Energiedebatte oft auffällt, ist diese Gläubigkeit an Szenarien. Da entwirft die Internationale Energieagentur z. B. ein Szenario, das besagt: Der Energieverbrauch und die Energienachfrage steigen um so und so viel Prozent pro Jahr. Und sogleich verfällt die Energiepolitik dem Reflex, dies als Befehl zu betrachten, entsprechend viel Energie bereitstellen zu müssen. Anstatt dass man das Szenario an sich diskutieren und allenfalls sagen würde: «Wir wollen nicht, dass es so weit kommt und setzen alles daran, dass diese Entwicklung nicht eintrifft.» Dazu ein Vergleich: Wenn wir ein Szenario haben, das voraussagt, die Schweiz falle in der Wettbewerbsfähigkeit in den nächsten zehn Jahren massiv zurück, weil unsere Schulen so schlecht seien, dann würde jeder Politiker sagen: «Wir müssen unser Schulsystem verbessern, damit es nicht so weit kommt.» Niemand würde sagen: «Dann passen wir uns dem halt an.» In der Energiepolitik tut man so, als ob Szenarien Naturgesetze seien. Dem versuche ich mit dem Verweis auf das Historische entgegenzuwirken.

Eine deiner Grundthesen lautet, dass die Energieformen und -technologien, die wir nutzen, sowie die Art und Weise, wie wir mit Energie umgehen, unsere Gesellschaft stark prägen. Worin zeigt sich dies?

Foto: Markus Schär

Dies zeigt sich auf verschiedenen Ebenen. Einerseits auf der Ebene der Macht bzw. bei der Machtverteilung. Energie ist gesellschaftlich derart zentral, dass der Bestimmung über Energie und der Verteilung von Energie ein enormes Machtpotenzial innewohnt. Unter den zehn umsatzstärksten Konzernen auf der Welt befinden sich etwa fünf Erdölkonzerne und ein oder zwei Autokonzerne. Letztere sind zwar nicht direkt im Energiesektor tätig, aber im Bereich der wichtigsten Energieanwendungen. Da konzentriert sich wahnsinnig viel Macht. Weiter sieht man es bei Kriegen: Worum wird Krieg geführt? Warum macht man nun eine Militärintervention in Libyen, nicht aber in Bahrain oder in Jemen? Das hat auch damit zu tun, dass Libyen ein Erdöl-Land ist. Es geht also bei der Energiefrage stets auch um Macht und um Machtverteilung. Zentralistische Energiestrukturen, wie wir sie vor allem haben, zentralisieren eben auch Macht. Dezentrale Energiesysteme, die unter Umständen gleich viel Energie produzieren könnten, tendieren zu einer geringeren Machtkonzentration.

Dann gibt es natürlich auch die Alltagsebene, wo Energie unser Verhalten beeinflusst, ohne dass wir uns dessen bewusst sind. Ein Beispiel: Dadurch, dass wir in der Schweiz sehr viel billige Energie zur Verfügung hatten, stieg die Temperatur in unseren beheizten Häusern in den letzten 30 bis 40 Jahren um durchschnittlich zwei Grad, auf etwa 23°C. Es ist ja nicht so, dass in dieser Zeit ein evolutionärer Wandel stattgefunden hätte und SchweizerInnen plötzlich kälteempfindlicher geworden wären. Die Leute haben sich früher bei einer Raumtemperatur von 21°C genauso wohlgefühlt. Aber es verschoben sich, ohne dass man es merkte, gewisse soziale Normen und Wahrnehmungen. Die billige Energieverfügbarkeit kann also etwas so Intimes wie die Temperaturwahrnehmung verändern. Oder auch die Sauberkeitswahrnehmung: Heute waschen SchweizerInnen ihre Kleider viel öfter als vor 50 Jahren, als man noch von Hand wusch. Jetzt könnte man sagen: «Das ist ein Fortschritt, wir sind sauberer geworden.» Das stimmt aber so nicht, sondern nach Mensch riechende Kleider werden heute einfach nicht mehr toleriert, das gilt als «dreckig». Kleider dürfen nach dem billigsten Parfüm riechen, nicht aber nach Mensch. Wenn man nun im Winter und im Sommer die gleichen Raumtemperaturen hat und die gleichen Kleider trägt, widerspiegelt das eine gewisse Entfremdung von der Natur. Dieser Verlust von Natur-Erleben, von Jahreszeiten-Erleben, das ist ein kultureller Verlust, der mit der masslosen Verfügbarkeit von billiger Energie zusammenhängt.

Angesichts der prognostizierten Energiekrise, dem drohenden Klimakollaps und der Wirtschaftskrise dominiert das Konzept des Green New Deal die öffentliche Debatte. Kann sich ökologische Nachhaltigkeit tatsächlich mit Wirtschaftswachstum vertragen?

Ich halte wenig von diesem Glauben, denn Wirtschaftswachstum und Energieverbrauch sind eng miteinander verbunden. Es gibt zwar Experten, die behaupten, man könne Energieverbrauch und Wirtschaftswachstum entkoppeln. Sie stützen sich in ihrer Argumentation auf die technologische Effizienzsteigerung, wobei sie davon ausgehen, dass wir heute nur 15 bis 20% der Energie effektiv nutzen und die anderen 80 bis 85% ungenutzt verschwenden. Angenommen, die Technik würde tatsächlich massiv energieeffizienter, dann könnten wir Energie theoretisch fünfmal so effizient nutzen und damit den gleichen materiellen Lebensstandard halten. Nur: Diese Effizienz-Zitrone ist irgendwann ausgepresst. Da gibt es die Gesetze der Thermodynamik, und die sind absolut, die kann man nicht überschreiten. Eine Wirtschaft, die auf exponenziellem Wachstum beruht, stösst irgendwann an äussere Grenzen. Selbst wenn alle optimistischen Entkoppelungsszenarien von Wirtschaftswachstum und Energieverbrauch eintreten, handelt es sich dabei einfach um einen Aufschub. Aber langfristig werden wir gar nicht umhinkommen, uns von der Wachstumswirtschaft zu verabschieden.

Der nun propagierte Green New Deal ist ein Wohlfühl-Ding. Er basiert auf einem Win-Win-Denken, das suggeriert, mit «grüner Technologie» könnten wir mit einem Schlag die Umweltkrise, die Energiekrise und die Wirtschaftskrise lösen, und dann sei alles wieder in Ordnung. Aber das Leben ist nicht immer Win-Win, es ist in sehr Vielem ein Verteilkampf. Ich glaube zwar auch, dass wir vieles gewinnen könnten, wenn wir weniger Energie verbrauchen würden. Aber man sollte nicht der schönen Vorstellung erliegen, dass alle überall immer nur gewinnen könnten. Das war in der Menschheitsgeschichte noch nie so, und es wird auch nie der Fall sein. Der Green New Deal ist Werbesprache, mehr nicht.

Dann bringt uns die technologische Effizienzsteigerung bei der Problemlösung also nicht weiter?

Ich glaube schon auch, dass das Potenzial der Effizienzsteigerung riesig ist. Aber letztlich ist die Frage entscheidend, wie man es erreicht, dass sich dieses Potenzial im absoluten Energieverbrauch niederschlägt. Wenn alles immer effizienter wird und billige Energie weiterhin quasi unbeschränkt zur Verfügung gestellt wird, dann wird man immer effizienter immer mehr machen und konsumieren. Für diesen Mechanismus wird in der Fachsprache der Begriff Rebound benutzt. Rebound besagt, dass etwas, das effizienter angeboten wird, auch mehr konsumiert wird. Wenn ich ein Auto habe, das mit halb so viel Benzin fährt, dann wird das Autofahren billiger, also fahre ich mehr. Oder ich habe aufgrund der geringeren Umweltbelastung ein besseres Gewissen und fahre deshalb mehr. Das ist der direkte Rebound-Effekt. Dann gibt es den indirekten Rebound-Effekt: Ich fahre mit dem Auto, das weniger Benzin verbraucht, gleichviel, womit ich Geld spare. Dieses Geld kann ich dann für andere Sachen ausgeben, und das, wofür ich es ausgebe, wird auch wieder Energie verbrauchen. Ich fliege mit dem eingesparten Geld zum Beispiel einmal mehr in die Ferien. Und dann gibt es noch einen weiteren indirekteren Effekt, der auf dem Weltmarkt wirksam wird: Wenn viele Menschen weniger Energie konsumieren, dann sinkt die Nachfrage weltweit. Das heisst, der Preis sinkt. Und wenn der Preis sinkt, stimuliert dies die Nachfrage, und der Verbrauch beginnt wieder anzusteigen.

Berücksichtigt man den Rebound-Effekt, so sind die effektiven Einsparungen, bezogen auf das eigentliche technologische Sparpotenzial, marginal. Am Beispiel Strom ist dieser Mechanismus gut zu zeigen: Strom, der auf den Markt kommt, wird auch verbraucht – ganz einfach deshalb, weil Strom nicht gelagert werden kann. Wenn er produziert ist, wird er verkauft. Schlimmstenfalls mit negativen Energiepreisen. Es gibt immer wieder kurzfristige Spitzen, während denen der Preis ins Negative fällt. Dann bezahlen also die Stromproduzenten ihre Kunden dafür, dass sie ihnen den Strom abnehmen. Der negative Strompreis ist dann eine Art Entsorgungsgebühr für überschüssigen Strom. Vor diesem Hintergrund ist es eine Schlaumeierei, wenn man immer mehr Strom zur Verfügung stellt und dann sagt: «Ja, die Leute wollen halt einfach nicht sparen, deswegen brauchen wir immer mehr Strom.» In diesem Strom-Regime können die Leute eigentlich gar nicht Strom sparen. Und darum wäre es im Prinzip die beste Strategie, weniger Strom zur Verfügung zu stellen. Dann könnte sich auch das Potenzial der Effizienzsteigerung entfalten, und der Gesamtverbrauch würde abnehmen.

Du behauptest also, wir müssten in Zukunft absolut mit weniger Energie auskommen. Wie kommst du zu diesem Schluss, wo doch die erneuerbaren Energien noch massiv ausgebaut werden könnten, um die endlichen fossilen Energieträger zu ersetzen?

Solange man nur die möglichen Leistungen betrachtet, ist es theoretisch möglich, aus erneuerbaren Quellen sehr viel mehr Energie zu gewinnen, als wir heute verbrauchen. Aber das ist nur ein Teil der Rechnung. Um Energie zu gewinnen, muss zuerst Energie aufgewendet werden. Die fossilen Energieträger zeichnen sich dadurch aus, dass das Verhältnis von aufgewendeter Energie und gewonnener Energie – der Erntefaktor – extrem günstig ist, oder dies bis vor kurzem zumindest war, denn diese Werte fallen heute rapid, weil zunehmend auch unkonventionelles, d. h. schwierig förderbares Erdöl gefördert wird. Die Atomenergie dagegen hatte immer einen geringen Erntefaktor. Die Erneuerbaren haben sehr unterschiedliche Erntefaktoren: Lausig sind sie bei der Biomasse, gut bei der Wasserkraft, deren Nutzungspotenzial aber nicht mehr stark ausgebaut werden kann. Die Erntefaktoren von Wind, Sonne und Erdwärme werden sich mit dem technischen Fortschritt noch verbessern, es ist aber nicht damit zu rechnen, dass die Werte, wie sie die fossilen Energien zu ihren besten Zeiten aufwiesen, erreicht werden können. ●

Fortsetzung des Interviews in K&P 3/2011.

Das neue Buch von Marcel Hänggi (2011): **«Ausgepowert. Das Ende des Ölzeitalters als Chance»**, Rotpunktverlag.

Ein neuartiger Stall nach altbewährtem und modernem Wissen

Georges und Julie Stoffel-Rein haben im Avers/GR einen Stall mit Heuraum gebaut, der ihren Ansprüchen an Standortgerechtigkeit und Ökologie entspricht. Ausgangspunkt des Stallkonzepts waren Überlegungen zur natürlichen Heukonservierung.

Georges Stoffel, Biobauer. Bei der Ausarbeitung des Stallkonzeptes waren für uns folgende Gedanken massgebend: Die Neuerung soll zu einer ökologischen Verbesserung führen, so etwa zur Senkung des Energiebedarfs, zur Reduktion des Ausstosses von Treibhausgasen, zur Schliessung von Stoffkreisläufen, zur Minderung oder Behebung mechanischer und chemischer Schädigung der Biosphäre und zur Steigerung der Biodiversität, z. B. der Mikroorganismen. Da wir einen standortgerechten, ökologischen Bau erstellen wollten, war für uns klar, dass wir vorwiegend mit Materialien aus unserer Gegend bauen würden: Granit für das Fundament, Quarzit für die Mauer, Tannenstämme für die Aussenwände und Steinplatten für das Dach. Zum anderen haben wir uns Gedanken darüber gemacht, wie wir die Heukonservierung ohne die heute übliche, energieaufwändige Heubelüftung machen könnten.

Überlegungen zur Heukonservierung

Früher wurde das Heu an der Sonne geworben und auf luftdurchlässigen Heuställen gelagert. Die Luftdurchlässigkeit war durch die Luftspalten zwischen den Blockbaubäumen oder den Wandbrettern gewährleistet. Der Heustock trocknete auf natürliche Art langsam aus. Um eine gute Heuqualität zu erreichen, musste das gemähte, nicht zu junge Gras an der Sonne trocknen, bevor es eingefahren wurde. Auf dem Stock fand dann eine Erwärmung durch die einsetzende Fermentierung statt. Diese Fermentierung ist auf die Aktivität der Mikroorganismen im Heustock zurückzuführen – der Heustock war zugleich Bioreaktor. Die ideale Temperatur für die Aktivität der Mikroorganismen liegt zwischen 35°C und 50°C. Hatte man zu wenig getrocknetes, welkes Heugras eingefahren, konnte es zu einer höheren Erhitzung kommen. Die Luftdurchlässigkeit gewährleistete aber, dass der Heustock nicht erstickte. Auch stark fermentiertes Futter wird von den Tieren noch gerne gefressen.

Mit der aufkommenden Elektrifizierung versuchte man dann, Heu auf verschiedene Arten zu belüften, um auch weniger gut getrocknetes Heu einfahren und auf dem Stock mit der Belüftung fertig trocknen zu können. Da der Strom in der Schweiz billig ist, kam dieses System überall auf. Es basiert auf einem Heuraum in Form eines luftdichten Kastens, der nur nach oben hin zum Dach offen ist. Auf den Boden werden Lattenroste gestellt, die einen Hohlraum von ca. 30 bis 40 cm zwischen Rost und Boden ergeben. An diesen Hohlraum wird eine Belüftung mittels strombetriebenem Ventilator angebaut. Die Belüftung saugt Luft von aussen an, die mit Druck unter den Rost geblasen wird. Da die Wände luftdicht sind, entweicht die Druckluft durch den Rost nach oben und trocknet das Heu. Das ermöglicht es, grosse Mengen Heu bereits im angewelkten Stadium einzufahren – die Belüftung trocknet das Heu fertig. Solches Heu, wie es heute fast überall schnell und rationell eingefahren wird, würde ohne Belüftung auf dem Stock ersticken und verderben. Dieser «Belüftungs-Trocknungsapparat» ist ein gutes Beispiel dafür, wie die moderne Landwirtschaft denkt und funktioniert. Die Technik ist sehr praktisch, benötigt aber viel Fremdenergie und unterbindet die Gewinnung von kostenlosen, wertvollen Substanzen aus der milliardenfachen Mikroorganismentätigkeit.

Foto: Markus Schär

Der «Bioreaktor Heustock» von aussen mit den zwei Querluftschlitzen.

Energie ist nicht gleich Energie

Wie oben beschrieben, ist der heute übliche, luftdicht eingewandete Heustock ganz auf die technische Belüftung ausgerichtet. Das hat aber verschiedene Nachteile. Der grösste energetische Nachteil besteht darin, dass auf einem solchen Stock mit hohem Stromverbrauch belüftet werden muss. Dies auch dann, wenn das Heu gut geworben wird – die Gefahr des Erstickens und Verderbens wäre ohne Belüftung zu gross. Die Belüftung, ausgestattet mit einem 15 bis 20 PS starken Elektromotor, läuft daher oft Tag und Nacht. Während einer Regenperiode, die mehrere Tage andauert, muss die Belüftung aber auch laufen. Sie saugt dann während dieser Zeit feuchte Luft an und befeuchtet den vorher durch die Belüftung angetrockneten Heustock wieder. Versuche haben ergeben, dass in einem Heustall für ca. 20 GVE bis 500 Liter Wasser pro Tag wieder in das Heu gelangen können. Die Heubelüftung wird dann zu einer Heubefeuchtung. Bei häufigem Wechsel von Nass- und Trockenperioden kann der Belüftungs- und Trocknungsprozess dadurch wochenlang andauern und sehr viel Strom verbrauchen. Zudem wird beim luftdicht eingewandeten Stock immer sämtliches Heu belüftet, auch wenn nur noch die oberste Schicht zu belüften wäre, und der Rest schon trocken ist. Die Kosten von verschiedenen Heutrocknungsverfahren wurden untersucht. Bei der Kaltbelüftung rechnet man mit Kosten von Fr. 8.– pro 100 kg Heu. Für einen Bestand von 20 GVE betragen die Stromkosten für das Betreiben der Anlage jährlich zwischen Fr. 6000.– und Fr. 8000.–. Eine Belüftungsanlage in

dieser Grösse kostet ca. Fr. 35 000.–. Um das Resultat zu verbessern, gibt es Luftheizungen, die der Belüftung vorgeschaltet werden. Zu den Stromkosten kommen dann noch die Kosten für den Diesel dazu.

Ein Belüftungsstock ist immer kalt

Ein weiterer gewichtiger Nachteil der Heubelüftung besteht darin, dass diese zwar in der Lage ist, Luft herbeizuschaffen, nicht aber die Sonne. Bakterien vertragen die kühlen Bedingungen der Durchzugluft auf dem belüfteten Heustock nicht und stellen ihre Aktivität ein. Im Verdauungsapparat der Kuh wirkt sich Belüftungsheu treibend aus. Die Kuh scheidet dann meist dünnen, strukturarmen Kot aus. Aufschlussreich dabei ist der Umstand, dass die Kuh im Heuschnitt-Stadium frisch gefressenes Gras normal verdaut und in relativ festen Kot verwandelt. Dasselbe Gras belüftet getrocknet, führt bei Kühen hingegen zu dünnem bis durchfallmässigem Kot. Belüftungen ermöglichen es zudem, aus sehr jungem, eiweissreichem Gras Heu zu machen, was auf die Verdauung der Kuh zusätzlich treibend wirkt. Dies entspricht nicht der Natur der Wiederkäuerverdauung.

Normalerweise ist der Kuhfladen, wie es das Wort sagt, relativ fest: Er hat Form und Struktur. An der Sonne getrocknetes Heugras, das auf dem Stock fermentiert wurde, verdaut die Kuh fest. Von Anfang an wird das Futter durch enorme Wärme- und Energieprozesse veredelt. Darum nutzen wir bewusst die intensive Sonneneinstrahlung, welche auf dem gemähten Heugras eine verstärkte Photosynthese auslöst (Notreife mit Bildung von mehr Zucker, Ölen u. a.), und die Fermentierung auf dem Heustock. Der chemische und mikrobielle Ab- und Umbau, der durch die Sonne und die Fermentation in Gang gesetzt wird, ist eine Art Vorverdauung. Dabei wird das Futter mit wertvollen Substanzen wie Mikroorganismen-Proteinen, Vitaminen, Hefen und Enzymen angereichert, was die Futterverwertung der Kuh verbessert.

Man weiss heute, dass die sich stets erneuernden Mikrorganismen im Pansen den Eiweissbedarf der Kuh zu 70 bis 80% decken können. Mikroorganismen-Eiweiss ist für die Kuh wertvoller als Pflanzeneiweiss, da es dem Milchprotein ähnlicher ist. Die Prozesse im Kuhmagen, wie auch in der Rottemistmiete und im Boden, haben mit Wärme und Fermentation zu tun. Wir sind überzeugt und erfahren es im praktischen Alltag mit den Kühen, dass diese natürlichen Wärmeprozesse einen grossen Einfluss auf die Fruchtbarkeit haben. Heute ist Unfruchtbarkeit beim Vieh eines der grössten Probleme, trotz angeblich ausgeglichenen Futterrationen, die vom Computer ausgerechnet werden. In der Schweiz sind laut Statistik Kühe nach dem dritten Kalb bzw. mit sechs Jahren unfruchtbar und verbraucht! Ganz im Gegensatz zu früher, wo Kühe bis zu fünfzehn und mehr Jahre alt wurden und entsprechend viele Kälber hatten. Auch unsere Kühe werden so alt.

Die Bauweise des «Bioreaktors Heustock»

Bei der Stallkonzeption legten wir grossen Wert darauf, die natürlichen Vorgänge des «Bioreaktors Heustock» für uns arbeiten zu lassen. Wir wollten nicht wertvolle Energieressourcen wie Wasserkraft bzw. den daraus erzeugten Strom, Erdöl oder anderes zur Grastrocknung brauchen, wenn uns Sonnenenergie und andere Naturkräfte kostenlos zur Verfügung stehen. Unser Neubau ist mit seinem System von Luftdurchlässigkeit quasi ein Prototyp. Wegen der grossen Dimension haben wir uns die Aufteilung des Heustocks in zwei Räume erdacht und zwei zusätzliche Querluftschlitze angebracht, die der natürlichen Umlüftung dienen. Durch die Luftbewegung wird Wärme und Feuchtigkeit von innen nach aussen abtransportiert, und der Heustock trocknet von aussen nach innen langsam ab.

Zusammen mit dem angrenzenden, renovierten, alten Stall haben wir nebeneinander vier Heustöcke. Fallen grosse Mengen Heu oder zu wenig trockenes Heu an, können wir dieses auf vier Stöcke verteilen und dem Problem der zu starken Erhitzung entgegenwirken. Die Verteilung des Heus geschieht von einem zentralen Gebläse aus. Über einen Teleskopverteiler kann das Heu in den Heustock der Wahl, sowohl im alten als auch im neuen Stall, verteilt werden. Unser System könnte ausserdem mit technischen Hilfsmöglichkeiten ergänzt werden. In einem der Heustöcke könnte ein Oberlüfter oder eine Entlüftung eingebaut werden, die bei ausserordentlich schlechtem Heuwetter gezielt und sparsam eingesetzt werden könnten. Grundsätzlich erfordert unser System aber ein gut geworbenes Heu (Sonne), damit die natürliche Nachtrocknung auf dem Stock wie gewünscht verläuft.

Unser neuartiger Stall zeigt, dass alte und neue Techniken sich nicht ausschliessen – sie können sich vielmehr ergänzen. Massgebend dabei ist aber immer, dass natürliche Prozesse und Energien genutzt werden, und dass Ressourcen geschont werden. ●

Wer will was von Biolandbau-Wissenschaft?[1]

Intensive Diskussionen an der «Wissenschaftstagung ökologischer Landbau» in Gießen.

Nikola Patzel. Ist die heutige wissenschaftliche Forschung im Biolandbau zu abgehoben von den Praxisproblemen, oder entwickelt sie dafür neue Erkenntnisse und Lösungen? Passt sie mit ihren Fragen und Methoden zu den Prinzipien des Biolandbaus, oder ist sie an ein «konventionell-technokratisches» Denken und an Naturausbeutungsziele angepasst? In *Kultur und Politik 1/2011* zeigten die beiden Bioforum-Beiräte Bernhard Heindl (Agrarphilosoph) und Urs Niggli (FiBL-Direktor) unterschiedliche Meinungen dazu.

Die «Wissenschaftstagung ökologischer Landbau» im März 2011 in Gießen (Hessen), die alle zwei Jahre an einem anderen Agrarforschungsstandort für die deutschsprachigen Bio-Forschenden ausgerichtet wird, stand heuer unter dem Motto: *«Forschung im Dialog von Wissenschaft und Praxis».* In zwei Workshops zum Tagungsthema, die Otto Schmid (FiBL) und ich moderiert haben, fanden recht engagierte Diskussionen zum Selbstverständnis von Biolandbau-Wissenschaft statt. Die Ausgangslage der Debatte:

Für die Planung, Finanzierung und Bewertung von Biolandbau-Wissenschaft ist eine entscheidende Frage: *Woran soll der Erfolg wissenschaftlicher Biolandbauforschung gemessen werden?* Die Antwort hat nicht nur grosse Konsequenzen für «die Sache», sondern auch für Wissenschaftlerkarrieren. So läuft das bisher:

Kriterien für den Wert von Biolandbau-Forschung

Normalerweise wird wissenschaftlicher Erfolg vor allem durch wissenschaftliche Publikationen und Selbstbestätigung gemessen. Erster Erfolgsmassstab: Wie viele Artikel eines Wissenschaftlers wurden in Fachzeitschriften oder

[1] *Für gute Rückmeldungen zu einer früheren Version dieses Artikels danke ich Stephan Rist, Birge Wolf und Otto Schmid.*

Buchreihen publiziert, welche von Wissenschaftlern begutachtet werden, die ihrerseits in der relevanten *Scientific Community* (Fachgemeinschaft) anerkannt sind? Und wie oft werden diese Publikationen anschliessend in anderen anerkannten Publikationen zitiert? *Zweiter Erfolgsmassstab:* Wie viel Geld hat eine Person oder Forschungsgruppe in der Vergangenheit für Forschungsprojekte bei Geldgebern einwerben können (die ihrerseits für die Beurteilung anerkannte Experten einsetzen)? (Die Bewertungsmassstäbe der Industrie, die sich an Patenten und Produkten orientiert, spielen meist keine Rolle im Biolandbau).
Ein profilierter Kritiker der «ausschliesslichen Fixierung» auf diese akademischen Erfolgskriterien von Biolandbau-Forschung und -Förderung ist Prof. Dr. **Jürgen Heß,** der das Fachgebiet «Ökologischer Land- und Pflanzenbau» an der Universität Kassel leitet. Heß und Kollegen wollen neben den bisherigen Kriterien nun die «Praxiswirkung» zum Erfolgsmassstab für Biolandbau-Forschung machen. Erste Vorschläge dazu wurden von **Birge Wolf** ausgearbeitet – finanziert vom deutschen *Bundesprogramm Ökologischer Landbau* – und in Gießen an den Workshops zu «Praxisforschung» und «Nachhaltig-praktischer Wirksamkeit von Biolandbauforschung» vorgestellt. Wolf: «Es müssen geeignete Formen gefunden werden, Praxisnähe und Wirksamkeit von Forschung objektiv und auf effiziente Weise zu belegen. Dazu gehört die Dokumentation von Kontakten (z. B. Forschungskooperationen, Workshops, Vorträge) mit Akteuren aus Praxis (gesamte Wertschöpfungskette, Beratung, Politik, NGOs, …) und Gesellschaft sowie Publikationen und Produkte und insbesondere die Relevanz und tatsächliche Wirkung für Praxis und Gesellschaft.» Wenn diese Daten dann zusätzlich zu den Publikationen zum «Ranking» eines Wissenschaftlers durch Kollegen und Geldgeber verwendet würden, also direkten Einfluss auf Anerkennung und Forschungsgelder hätten, würde dies einen positiven Lenkungseffekt hin zu mehr Praxisnähe der Biolandbau-Forschung bewirken. So sollte es in Zukunft belohnt statt wie bisher indirekt bestraft werden, wenn sich Forscher Zeit dafür nehmen, ihre Fragen, Methoden, Zwischenergebnisse und Vorschläge zusammen mit Landbau-Praktikern zu finden und zu besprechen, und wenns geht auch auszuprobieren und zu bewerten.
Dieser Vorschlag wurde von Prof. Dr. **Stephan Dabbert** von der Uni Hohenheim kritisiert, wie Heß einer der einflussreichsten Leute in der deutschsprachigen Bio-Forschung. Dabbert sagte, die Bauern hätten doch gar keine Möglichkeit, zu beurteilen, was gute Wissenschaft sei und was nicht, sondern nur, ob sie sich für die Ergebnisse interessieren oder nicht. Natürlich sei es sinnvoll, mit Praktikern über Forschungsfragen und -ergebnisse zu reden, als Innovations- und Wissenstransfer in die Praxis. Aber das sei keine Forschung, sondern Beratung, und also auch kein Kriterium für gute Forschung. Weiterhin wurde befürchtet, der vorgeschlagene Dokumentationsansatz würde den Forschenden die Zeit für ihre eigentliche Tätigkeit wegnehmen und nicht nutzbaren «Datenmüll» produzieren. – Eine Sorge, wurde geantwortet, die in der weiteren Erprobung und Entwicklung des Konzeptes berücksichtigt werde.

Eine Einstellungsfrage

Ein Beitrag von **Dominik Rutz** (Uni Bern) über «Soziale und gesellschaftliche Lernprozesse im Wissenssystem Biolandbau» fiel zwar wegen Krankheit aus, brachte via Moderator aber dennoch interessante Ideen in die Diskussion: zum Beispiel eine Wissenschaftler-Typologie (initiiert von Dr. **Stephan Rist,** auch Uni Bern). Zu dem, was Wissenschaftler vom Wissen der «Bauern vor Ort» halten, fand er folgende Typen, die hier journalistisch zugespitzt wiedergegeben werden: «Völlige Ignoranten», «Einzelfakten-Akzeptierer», «Verbesserer des Traditionellen mit ‹modernen› Komponenten», «Ausbeuter von lokalem Wissen», «Lokalwissen-Zentrierte, die ‹modernes› Wissen ablehnen», und «interkulturelle Zusammenarbeiter». Wobei der «Lokalwissen-Zentrierte», von Rist «Essenzialist» genannt, die Wissenschaft für grundsätzlich unfähig hält, etwas zur Lösung konkreter lokaler Fragen beizutragen, denn das könnten nur die Leute vor Ort selbst. Selber vertritt die Berner Gruppe die «interkulturelle» Perspektive, die einen Dialog verschiedener Formen von Wissen für das Fruchtbarste hält.
Dieser kulturelle Dialog, am Ideal herrschaftsfreier Kommunikation orientiert, ginge am besten, wenn sich beide beim Austausch über praktische Dinge zugleich auch jeweils mitteilen, mit welchen Methoden und Verständnisansätzen sie drangehen, etwas wissen zu lernen. Um für die Begegnung Bauern/Bäuerinnen und WissenschaftlerInnen günstige Bedingungen zu schaffen, machen sie zusammen dreiwöchige Workshops auf dem Land (bisher aber nur in fernen Kontinenten), «bei denen Zeit und sozialer Raum vorhanden ist, um falsche gegenseitige Erwartungen, Vorurteile und bruchstückhafte Kenntnisse ‹des Gegenübers› zu revidieren und in lokal fruchtbare Lernprozesse zu kommen».
Die Diskussion zeigte insgesamt, *erstens:* Innerhalb «der Wissenschaft», selbst wenn man nur die Biolandbau-Forschenden betrachtet, gibt es in Selbstverständnis und Forschungsansatz sowie zum Praxisbezug sehr unterschiedliche Einstellungen. Damit bewusster umzugehen, wie auch mit den unterschiedlichen Erfahrungs- und Wissensarten von Bauern und Wissenschaftlern, wäre für alle hilfreich. *Zweitens:* Die wesentliche Frage der innerwissenschaftlichen Diskussion ist, was man eigentlich unter «Erfolg der eigenen Arbeit» versteht und welche Erfolge honoriert werden. *Drittens* geht es um die Frage: Wer will welches Wissen und welche Wirkungen im Biolandbau? Der Wissenschaft-Praxis-Dialog braucht mehr Gewicht und neue Formen. Dazu bedarf es persönlicher Einstellungsänderungen in lernenden Gruppen und Netzwerken sowie neue Arten der Ergebnisbewertung für anwendungsorientierte Forschungsprojekte. Zukünftige Forschungs- und Umsetzungsprojekte sollten hierfür die nötige organisatorische und moderierende Unterstützung zur Verfügung stellen. ●

Die Landschaftsinitiative dient dem Schutz des Bodens

In der letzten Ausgabe von «Kultur und Politik» kritisierte Hans Bieri die Landschaftsinitiative dahingehend, dass sie einen Zertifikatshandel mit sich bringe, der die Überbauung von Kulturland in den Agglomerationen gar intensiviere. In seiner Replik nimmt der Geschäftsführer der Landschaftsstiftung Schweiz zu diesem Vorwurf Stellung.

Raimund Rodewald, SL. Boden ist kein Konsumgut! Darin würde Hans Bieri mit mir wahrscheinlich übereinstimmen. Die Realität sieht heute leider anders aus: Gemäss einer Schätzung von Avenir Suisse zonen die Gemeinden landesweit jedes Jahr rund 6 km^2 Land neu ein, und die Siedlungsfläche vergrössert sich bei der aktuellen Bautätigkeit jährlich um die Fläche des Walensees. Angesichts des dramatischen Kulturlandverlustes ist es dringend nötig, die Landschaftsinitiative tatkräftig zu unterstützen, wie dies bäuerliche Kreise vermehrt auch tun. Denn die Landschaftsinitiative will diesen Einzonungsautomatismus stoppen und strebt eine Siedlungsentwicklung nach innen an. Gegenwärtig ist eine intensive parlamentarische Beratung im Gange, und man kann nur hoffen, dass sich an der bisher gescheiterten Raumplanungspolitik endlich etwas ändert.

Nun führt der von mir sehr geschätzte Agrar- und Bodenrechtskenner Hans Bieri in Anbetracht des rasanten Bodenverlustes in unserem Land eine reichlich theoretische Kritik gegen die Landschaftsinitiative ins Feld. So behauptet er, dass die 20-jährige Begrenzung der Bauzonen, wie sie die Initiative fordert, einen Zertifikatshandel «erzwinge». Dieser Handel würde das Bauland verteuern und damit die Überbauung der «guten» landwirtschaftlichen Böden in der Nähe der Zentren forcieren. Mit dieser Argumentation vergisst Hans Bieri zwei Dinge.

Bauzonen regional bewirtschaften

Erstens sprechen weder die Initiative noch die Initianten in erster Linie von einem Zertifikatshandel. Eine Plafonierung der Bauzonen hat primär zur Folge, dass in den peripheren Gemeinden keine weiteren Bauzonen mehr ausgeschieden werden können. In den Zentren hingegen fördert die Initiative ausdrücklich die Siedlungsverdichtung nach innen. In den Agglomerationen wären Neueinzonungen nur mit flächengleichen Auszonungen auf Gemeinde- oder Regionsebene möglich. Dieser Mechanismus wird im Thurgau und in der Wakkerpreisgemeinde Fläsch GR bereits heute angewandt – ohne Zertifikate. Es soll aber gemäss der Initiative gewisse Ausnahmen von dieser Pflicht geben, namentlich für städtische Zentren, die bislang nachweislich haushälterisch mit dem Boden umgegangen sind. Die Initiative zielt aber klar darauf ab, dass sich die Gemeinden der städtischen Regionen zusammenraufen müssen, um ihre Bauzonenreserven gemeinsam zu bewirtschaften. Das heisst, die Bautätigkeit soll dahin gesteuert werden, wo die Erschliessung mit dem öffentlichen Verkehr gut ist, und wo sinnvoll verdichtet gebaut werden kann. Die schon heute in den Agglomerationen bestehende Knappheit der Bauzonen führt zu einer Verlagerung vom raumplanerischen Auslaufmodell «Einfamilienhaus» (da viel zu platzintensiv) hin zum Modell «Mehrfamilienhaus». Die Initiative wird also die Zersiedelung und die Zerstückelung des landwirtschaftlichen Bodens stoppen.

Zersiedelungsstopp auch im ländlichen Raum

Zweitens ist die Fokussierung von Hans Bieri auf die «guten» Böden im Mittelland und in den Tallagen zu einseitig. Selbstverständlich gilt es, diese Böden durch die gezielte Förderung der Siedlungsentwicklung nach innen zu erhalten. Aber es gibt auch im Futterbaugebiet, d.h. im Berggebiet, ökologisch wertvolle Böden, die es zu schützen gilt. Die Agrarpolitik 2014 – 2017 will explizit die Berggebietslandwirtschaft vermehrt stützen. Gerade dazu braucht es die Landschaftsinitiative, die der Ausdehnung der Bauzonen im ländlichen Raum einen Riegel schiebt.

Wozu Flächennutzungszertifikate?

Die Flächennutzungszertifikate wären eine marktwirtschaftliche Antwort auf das heutige Problem der fehlenden Mobilisierung der Bauzonen. Die Gesamtmenge überbaubaren Bodens würde auf politischem Weg begrenzt («Cap») und in regional oder national handelbare Zertifikate aufgeteilt, so die Theorie. Diese Zertifikate verleihen dem knappen Gut Boden einen Preis und sorgen so für eine haushälterische Bodennutzung. Da die Gesamtmenge der Zertifikate begrenzt ist, wird der ziellosen Ausdehnung der Bauzonenfläche ein Riegel geschoben. Es handelt sich hierbei um einen Mechanismus, der aus der Klimapolitik mit den CO_2-Zertifikaten bekannt ist. Im Vordergrund stünde eine Lösung, die den heutigen Eigentümern von nicht überbauten Grundstücken gratis die ihrem Grundeigentum entsprechenden Zertifikate zuteilt. Wer dann Flächen überbauen will, muss sich die nötigen Zertifikate sichern. Daraus ergibt sich für ein Zertifikat ein Marktpreis, der dafür sorgt, dass an den gefragtesten – also vom Bodenmarkt bevorzugten – Standorten gebaut wird. Die Baulandhortung bekäme damit einen Preis, was zweifelsohne zur Mobilisierung der grossen Bauzonenreserven beitragen würde. Der Eigentümer wäre dann eher daran interessiert, seine Nutzungsrechte und damit seine Bauzonen an einen anderen oder an die Gemeinde abzutreten.

Der Hauptvorteil der Zertifikatslösung besteht darin, dass das Mengenziel sicher eingehalten wird. Nicht sichergestellt werden kann mit Zertifikaten, dass an den raumplanerisch gesehen «richtigen» Orten gebaut wird. Hier bräuchte es zusätzliche staatliche Steuerungen, z.B. den Schutz der Fruchtfolgeflächen. Die Zertifikatslösung benötigt aber noch Zeit, im Vordergrund der parlamentarischen Beratung zur Landschaftsinitiative steht vielmehr die Mehrwertabgabe, die bei einer Einzonung erhoben würde und Geldmittel zur Entschädigung der Eigentümer bei den kompensatorischen Auszonungen zur Verfügung stellen würde. Auch dieser Weg würde dazu beitragen, dass die Zersiedelung unserer Landschaft und die Flächenvergeudung durch Neueinzonungen in der Peripherie als Folge des Steuerwettbewerbes gestoppt werden könnten. Ein gewisser Handel mit dem Boden ist letztlich unerlässlich. Dank der Landschaftsinitiative dürfen wir hoffen, dass unseren künftigen Generationen noch genügend Landschaft und Kulturland zur Verfügung stehen werden. ●

Ein nationaler Blick auf ein globales Problem

Wie viele Menschen in einem Land Platz haben, ist vor allem eine Frage des Lebensstils. Eine Antwort auf Hans Bieris Text «Erreicht die Landschaftsinitiative ihr Ziel?»

Bettina Dyttrich[1]. «Solange wir nicht (…) wieder den Mut aufbringen, die Wirtschaft so umzugestalten, dass sie unseren Bedürfnissen dient, werden wir keinen Weg finden, unsere lebenswichtigen Ressourcen zu schützen», schreibt Hans Bieri im letzten «Kultur und Politik». Einverstanden. Trotzdem: So machtlos, wie sie der Autor darstellt, ist die Raumplanung und die Wohn(bau)politik auch in einer Wachstumswirtschaft nicht – oder müsste es zumindest nicht sein, wenn genug PolitikerInnen die Bedürfnisse der Bevölkerung ernst nähmen. Es gibt nämlich ziemlich viele Menschen, die gerne in den Zentren leben würden, aber es sich nicht leisten können. Nicht wenige würden lieber in Zürich in einem Hochhaus wohnen, als in eine Agglomerationsgemeinde zu pendeln. Die wachsende Bevölkerung ist ein Grund für die horrenden Mieten in Zürich, aber lange nicht der einzige. Viel wichtiger ist die Tatsache, dass Immobilien heute nicht mehr zum Nutzen, sondern wegen der Rendite gekauft werden. Und der MieterInnenschutz ist im internationalen Vergleich sehr schlecht, während der Bau von Einfamilienhäusern steuerlich gefördert wird. Wenn es umgekehrt wäre, sähe unser Land anders aus.

Das Einfamilienhaus als Ideal

Dass in einem dicht besiedelten Land wie der Schweiz ausgerechnet das platzfressende Einfamilienhaus als Ideal gilt, ist eine Katastrophe. Natürlich ist es sinnvoll, die historischen Einzelbauten, die unser Land prägen, zu erhalten. Und natürlich ist das Einfamilienhaus als Bauernhaus zweckdienlich. Aber nur ein Bruchteil der EinfamilienhausbewohnerInnen arbeitet in der Landwirtschaft.

Wenn Wohnen und Arbeiten wieder näher zueinander gebracht würden, liessen sich Wege einsparen und das Strassennetz verkleinern. Zwar stiegen damit «die Versorgung und Entsorgung pro Fläche», wie Bieri schreibt. Aber sie wären trotzdem effizienter als in Einfamilienhausquartieren, denn die Wege wären viel kürzer. Schliesslich ernähren und versorgen sich die Menschen auf dem Land und in den Agglomerationen heute genauso wenig mit Produkten aus der Region wie die Stadtbevölkerung, und sie fahren meist viel weiter zum Einkaufen. Genauso sind die Wege für die Entsorgung viel länger. Die Wohnfläche pro Person ist nur ein Faktor und nicht der wichtigste, das stimmt. Aber sie hat dennoch einen Einfluss. Dazu ein Beispiel: Meine Schwester lebte mit ihrer Familie im Winterthurer Quartier Tössfeld in einer kleinen Dreizimmerwohnung. In einer jener Wohnungen, die als «nicht mehr zeitgemäss» gelten – obwohl es nie Probleme gab, MieterInnen zu finden. Die Gartenflächen vor dem Mehrfamilienhaus waren grösser als der Grundriss des Hauses. Dort trafen sich die BewohnerInnen in der Freizeit, diskutierten, grillierten und bauten einen Teil ihres Gemüses an. Dank der Gärten war die Lebensqualität trotz der kleinen Wohnungen hoch. Doch den Eigentümern warf das Haus zu wenig ab. Sie liessen es abreissen und stellten einen Neubau mit «zeitgemässen», grossen Wohnungen hin. Der Garten verschwand darunter, aber trotz grösserem Grundriss wohnen heute im Neubau nicht mehr Menschen als früher im alten Haus. Verschwunden ist ein sozialer Raum für Menschen mit geringem Einkommen, ein Grünraum, der das ganze Quartier belebte, und eine Möglichkeit zur Teilselbstversorgung.

Foto: Markus Schär

Zu viele Menschen oder zu grosse ökologische Fussabdrücke?

Was heisst «wir»?

«Die Schweiz hat aus ökologischen Gründen nicht Raum für zehn Millionen Einwohner», schreibt Hans Bieri. Das ist eine Frage des Lebensstils. Wenn alle ein Einfamilienhaus und zwei Autos pro Haushalt wollen, geht es tatsächlich nicht. Weder in der Schweiz noch global. Aber es hat keinen Sinn, ökologische Probleme nur aus einer nationalen Perspektive zu betrachten.

«Siedlungswachstum und Bodenverbrauch hängen primär von der Bevölkerungszahl ab, und die ist mit dem Geburtenrückgang und der Zuwanderung eine Funktion der Wachstumswirtschaft», schreibt Bieri zum Schluss. Das Wort «Zuwanderung» klingt abstrakt und bedrohlich. Es stimmt: Mit einer Wirtschaft ohne Wachstumszwang kämen vielleicht weniger Menschen in die Schweiz. Aber das ist hypothetisch. Die Menschen sind da.

Flüchtlinge leben unter erbärmlichen Bedingungen mit wenigen Franken am Tag – sie sind es sicher nicht, die den Bodenverbrauch anheizen. Arbeitssuchende aus EU-Ländern sind da wohl eher gemeint. Solange in der Welt (und auch innerhalb der EU) eine solche Ungleichheit herrscht, werden Menschen versuchen, in reichere Länder auszuwandern. Genauso wie es viele Schweizer Kleinbauern und Arbeiterinnen in vergangenen Jahrhunderten gemacht haben. Die Schweiz hat bisher wenig getan, um die globale Ungleichheit zu mindern. Im Gegenteil, sie verwaltete immer gern das Geld von Diktatoren, die die eigene Bevölkerung ausnahmen. Und sie lockt mit tiefen Steuern Reiche aus der ganzen Welt an. Deren Abgaben fehlen woanders – in der Bildung, in der Gesundheitsversorgung. Unsere Steuergeschenke verringern anderswo die Chancengleichheit. Das kann ein Grund sein, auszuwandern.

Die Menschen sind da. Es geht darum, wie wir sie behandeln. Aber was heisst überhaupt «wir»? Mein Vater kommt aus Wien, und ich bin sicher, auch Sie haben Verwandte oder Bekannte, die nicht aus der Schweiz stammen. Praktisch alle SchweizerInnen haben das. Es erstaunt mich immer wieder, wie tief die Trennung «wir Schweizer» und «die Ausländer» in vielen Köpfen steckt, obwohl sie doch so offensichtlich nicht funktioniert. Menschen sind nicht mehr wert, weil sie zufällig diesseits der Grenze geboren sind. ●

[1] *Bettina Dyttrich ist Redaktorin der Wochenzeitung WOZ mit Schwerpunkt Landwirtschaft. Für die WOZ hat sie mit der Zürcher SP-Gemeinderätin Jacqueline Badran ein ausführliches Interview über Bodenpolitik geführt, das unter www.woz.ch/artikel/rss/19870.html gelesen werden kann. Gemäss der Autorin ist Badran eine der wenigen PolitikerInnen, die sich vertieft mit Bodenpolitik auseinandersetzen.*

Zwischen Patron und Portugiesen im Genfer Weinbau

Der folgende Bericht thematisiert das Spannungsverhältnis zwischen Landbesitzern und ausländischen Angestellten aus der Perspektive eines Winzer-Lehrlings[1]. Der angehende Winzer arbeitet in einem Genfer Weinbaubetrieb von durchschnittlicher Grösse (10 ha) und beschreibt hier die unterschiedlichen Lebenswelten des Patrons und der portugiesischen Landarbeiter.

Im deutschsprachigen Teil der Schweiz ist das urbane, multikulturelle Genf (46% Ausländeranteil) mit den vielen Internationalen Organisationen weitaus bekannter als seine ländliche Umgebung. Dabei ist der Kanton Genf mit einer Rebfläche von 1300 ha der drittgrösste Weinbaukanton der Schweiz, bei der Gemüseproduktion aus Treibhäusern kommt er ebenfalls auf den dritten Platz. Hält man sich vor Augen wie klein dieser Kanton ist, mag dies erstaunen. Trotz Wohnungsnot und teuren Mieten sind dem Wachstum der Stadt Grenzen gesetzt. Dank dem gesetzlich verankerten Schutz landwirtschaftlicher Flächen hat Genf in unmittelbarer Stadtnähe eine schöne, wenig zersiedelte Landschaft mit Rebbergen zu bieten.

«Win-Win» oder Ausnutzung von Ungleichheit?

Die Mehrheit der ausländischen Bevölkerung in Genf (18%) kommt aus Portugal. Ihre Landesflaggen prägen während internationalen Fussballturnieren die Gebäudefassaden der Stadt. Mein Lehrjahr auf einem Genfer Weinbaubetrieb gewährt mir Einblick in das Leben hinter diesem rot-grünen Vordergrund. Lange Arbeitstage prägen das Leben der portugiesischen Wirtschaftsmigranten im Weinbau. Sie arbeiten in unseren malerischen Postkarten-Rebbergen, wo trotz fortschreitender Mechanisierung weiterhin Handarbeit nötig ist. Die verbleibende Freizeit verbringen viele von ihnen vor dem Flimmerkasten. Einige Portugiesen haben bereits in anderen Weinbauregionen der Schweiz gearbeitet (v.a. in der Waadt und im Unterwallis). Sie sind gut vernetzt und wissen über die Arbeitsbedingungen auf den Nachbarbetrieben Bescheid.

Bezüglich ihrer Anstellung lassen sich zwei Formen unterscheiden: Entweder arbeiten sie für einen fixen Monatslohn oder «à la tâche» – dies bedeutet, dass für festgelegte Aufträge Preise ausgehandelt werden. Gemäss den gängigen Wirtschaftstheorien handelt es sich bei der Arbeitsbeziehung zwischen dem Arbeitgeber und den ausländischen Angestellten um eine sogenannte «Win-Win»-Situation: Ein portugiesischer Landarbeiter verdient in der Schweiz im Vergleich zum Lohn in seiner Heimat besser. Zugleich kann der Patron die Lohnkosten mit einem portugiesischen Angestellten tiefer halten, als wenn er auf einheimisches Personal zurückgreifen müsste. In einem breiteren Kontext betrachtet, bedeutet dieses Arbeitsverhältnis aber, dass der Arbeitgeber Nutzen aus dem international ungleich verteilten Reichtum zieht: Er lässt Billigarbeitskräfte aus dem Ausland für sich arbeiten, welche sich zu gleichen Konditionen aus der Schweizer Bevölkerung kaum rekrutieren liessen. Andererseits sieht sich der Patron als Unternehmer zu Sparmassnahmen gezwungen, um mit den importierten (Billig-)Produkten konkurrenzfähig zu bleiben.

Auch wenn Menschen es absolut zu mehr finanziellem Reichtum schaffen – sie neigen dazu, die Bestätigung ihres Status im Relativen zu suchen. So auch viele Portugiesen, die sich ihrem Glück durch die Migration bestenfalls einen Sisyphusschritt genähert haben. Resignation und Fatalismus sind jedenfalls bei vielen portugiesischen Landarbeitern verbreitet. Sie leben ein Dasein in der Hoffnung auf den «Euro Millions»-Lottogewinn. In ihrer Fantasie überlegen sie sich, was sie mit dem Geld in ihrer Heimat alles machen könnten. Dabei hängen sie laufend neuen Bedürfnissen und Träumen nach. Die Television, welche sie durch den Feierabend begleitet, trägt ihren Teil dazu bei.

Das Verhältnis zum Patron

Die persönliche Beziehung zwischen den einheimischen Arbeitgebern und den Arbeitsmigranten aus Portugal ist alles andere als einfach. Missverständnisse, Abscheu, Missgunst, Distanz und Ignoranz auf beiden Seiten führen zu einer Situation fehlenden Vertrauens. Sowohl der Patron wie auch die portugiesischen Angestellten bilden ihre Front – wahrscheinlich unbewusst und unfreiwillig. Ich finde mich zwischen den Fronten wieder: Allerseits geschätzt, merke ich, wie beide Parteien mich vereinnahmen möchten.

Objektiv gesehen ist der Patron klar am längeren Hebel. Er bestimmt die Arbeitszeit, den Lohn und wer für ihn arbeitet. Dennoch hat er das Gefühl, die Arbeiter würden ihn hintergehen und jede Gelegenheit nutzen, sich auf seine Kosten auszuruhen. Er hat aber auch eine versöhnliche Seite, die mich immer wieder überrascht. Und ich frage mich, ob es nicht doch der Patron ist, der sich mehr um das Aufweichen dieser Fronten bemüht. Denn zuweilen ist seine Haltung gegenüber den portugiesischen Angestellten geduldig bis empathisch. Vielleicht wurden Letztere schon zu oft auf verletzende Weise mit den realen Kräfteverhältnissen konfrontiert, sodass sie dieses Entgegenkommen einfach ignorieren?

Die portugiesischen Angestellten sind servil, aber nicht wirklich loyal. Sie selber sehen sich als Ausgenutzte, die ungerecht entlöhnt werden, bewahren dabei aber eine freundliche Fassade, weil sie glauben, sich etwas anderes nicht leisten zu können. Ihren Frustrationen, die in Zusammenhang mit der Arbeit entstehen, lassen sie vorderhand wenig freien Lauf. Während es sich der Patron leisten kann, seine launische Seite auch mal in beleidigender Art und Weise an den Portugiesen auszulassen, staut sich bei Letzteren der Frust auf. In ihren Augen verkörpert der Patron die ungerechte Situation. Sie sind sich bewusst, die Schwächeren zu sein, und dies macht sie wütend. Ihren Frust projizieren sie in den Chef, den ich im Grossen und Ganzen als relativ gutmütig erlebe.

Die subjektive Wahrnehmung von «Winter» und «Abfall»

Es gibt viele Alltagsszenen zu beschreiben, welche charakteristisch sind für die Beziehung zwischen dem Patron und den portugiesischen Angestellten. Der letzte Dezember brachte

[1] *Der Autor will anonym bleiben. Sein Name ist der Redaktion bekannt.*

ausserordentlich viel Schnee. Zweifelsohne ergab dies sehr schöne Winterstimmungen, und ich konnte meine Wintereuphorie mit dem Chef teilen. Die Portugiesen hingegen waren nicht darüber begeistert, Tag für Tag draussen in der Kälte und im Schnee arbeiten zu müssen. Die Kälte machte sie umso grimmiger, wenn sie daran dachten, dass der Patron zur gleichen Zeit in der geheizten Stube sass. Arbeit, die im Sitzen erledigt werden kann, ist in ihren Augen keine richtige Arbeit. Als Provokation empfanden die portugiesischen Angestellten ebenso die Chefin, die – bekleidet wie eine russische Zarin und ebenfalls ganz angetan von der weissen Pracht – ihren Hund spazieren führte, ansonsten aber den grössten Teil ihres Tages auch an der Wärme verbrachte.

Als der Schnee wieder geschmolzen war, konnte man in einigen Parzellen vom Winde verfrachteten Abfall sehen. Autofahrer auf der nahe gelegenen Strasse hatten sich ihm beim Vorbeifahren entledigt. Im besten Fall häuften die portugiesischen Arbeiter den Müll in die Reihe des zu mulchenden Rebschnitts – doch meistens liessen sie ihn einfach liegen. Nur ich packte jeweils den Müll ein, um ihn sachgerecht zu entsorgen. Auch die Aluverpackung von Diegos Pausenbrot hob ich auf, nachdem er es in die Rebparzelle des Nachbarn geworfen hatte. Leider machen sich meine portugiesischen Arbeitskollegen bezüglich Umweltschutz nicht viele Gedanken. Ich hielt Diego aber keine Moralpredigt, sondern hoffte, mein Handeln würde ihm zeigen, dass dieser Abfall nicht in den Rebberg gehört. Als dann eines Tages die Chefin Abfall sammelnd durch den Rebberg zog, geriet sie ganz ausser sich, weil sie feststellen musste, wie ignorant die angestellten Portugiesen den Müll einfach auf dem Boden liegen lassen konnten. Sie äusserte sich den Arbeitern gegenüber entsprechend. Denen blieb nichts anderes übrig, als brav mit dem Kopf zu nicken. Der «Macho» in ihnen war aber kaum zu übersehen: Welche Schmach, sich eine solche Zurechtweisung von einer Frau gefallen lassen zu müssen.

Solche Situationen fördern bei den portugiesischen Angestellten nicht eben die Kontaktfreudigkeit mit dem Patron und seiner Familie. Die Landarbeiter gehen Tag für Tag gebückt durch die Rebparzellen und wissen, dass sie ihre Arbeit möglichst schnell erledigen sollen. Angesichts des permanenten Zeitdrucks haben sie umso weniger Verständnis für abfalltechnische Extrawünsche. Das «Gut»/«Schlecht»-Schema bezüglich Abfall-Sensibilität wird durch einen weiteren Umstand gestört: Beim täglichen Spaziergang mit dem Hund lässt die Chefin den Hundekot stets zwischen den Reben liegen.

Wortkarger Alltag

Gesprochen wird unter den portugiesischen Angestellten während dem Arbeiten nicht viel. Auch nicht in den Pausen oder während dem Mittag, wo der Fernseher noch vor der Mikrowelle eingeschaltet wird. Mir scheint es, als bereite ihnen ihr Arbeitsalltag nicht die geringste Freude. Zwar finde auch ich die Arbeit anstrengend und verspüre oft Rückenschmerzen nach einem ganzen Tag Reben-Schneiden. Ich freue mich aber, wenn ich sehe, wie sich die Natur in den Jahreszeiten verändert. Frage ich, angetan vom ersten Frühlingserwachen, die portugiesischen Arbeiter, welche Saison sie am meisten mögen, lautet die Antwort: «Urlaub.» «Und ausser dem Urlaub?» «Die Wochenenden.» Gespräch beendet.

Nachtrag

Um meinen Bericht abzurunden, möchte ich noch ergänzen, dass mein Chef aus einer wohlhabenden Familie aus dem Bildungsbürgertum kommt. Nach einer Zeit als Dozent an der Hochschule für Önologie arbeitete er in Weinbaubetrieben im Süden Europas. Mein Chef ist auch sonst schon weit gereist. Den Beruf des Weinkelterers sieht er als einen edlen und noblen Beruf an. Da er sich in Wort und Tat gerne von den etwas «einfacher gestrickten» Weinbauern abhebt, wird seine Bildung von Berufskollegen oft als Einbildung gedeutet. Für mich ist es angenehm, einen gebildeten und weltoffenen Chef zu haben. In meinen Augen verleiht er der strukturellen Gewalt unseres Wirtschaftssystems ein menschliches Antlitz, obwohl er Teil der Widersprüche ist.

Die Globalisierung ergibt so komplexe Verflechtungen rund um den Planeten, dass es schwierig geworden ist, ethisch zu handeln. Ich glaube trotzdem daran, dass vieles in unseren Händen liegt, die Dinge zum Besseren zu verändern. ●

Foto: Autor

Portugiesische Landarbeiter beim Erlesen und Ausbrechen der überschüssigen Triebe.

Wirtschaftliche Zwänge und soziale Beziehungen in der Landwirtschaft

Wenn wir über eine soziale Intensivierung zwischen BäuerInnen und KonsumentInnen nachdenken, darf eine weitere Gruppe von Akteuren in der Lebensmittelerzeugung nicht vergessen gehen: die landwirtschaftlichen Angestellten aus dem In- und Ausland. Oft wird insbesondere Letzteren der wirtschaftliche Druck, dem sich (Gemüse- und Wein-) BäuerInnen im Kontext von Marktöffnungen und Zollabbau zunehmend ausgesetzt sehen, in Form von schlechten Arbeitsbedingungen weitergegeben. Mit dieser Feststellung soll nicht das Bild des ausbeuterischen Bauers zementiert werden. Der Marktmechanismus, den Druck von oben nach unten weiterzugeben, müsste mittels agrarpolitischer und gesellschaftlicher Veränderungen durchbrochen werden, sodass faire Preis- und Lohnbedingungen für BäuerInnen und landwirtschaftliche Angestellte möglich werden.

Der internationale Konkurrenzkampf und der Verdrängungswettbewerb nützen einigen Wenigen und schaden vielen Kleinen, ob Bäuerin oder Landarbeiter. *Markus Schär*

Obacht, ein neues Wort!

Jakob Weiss. Ich bin von einem neuen Wort überrascht worden. Es hat mich überrascht, nicht so sehr, weil es neu war, sondern weil ich es zuerst völlig falsch verstand, obwohl es ein deutsches Wort ist. So etwas geschieht eher selten, denn die Muttersprache ist zwar ein wunderbares und spannend verwinkeltes Gebäude, aber eigentlich doch jedem Sprechenden gut vertraut und verlässlich in seiner Ausstattung.

Das unerwartete Wort begegnete mir im Wirtschaftsteil der Zeitungen, für mich eine Art Wilder Westen im sonst gezähmten schweizerischen Alltag. Weil ich als ängstlicher Mensch diesen Teil meistens nur überblättere, sind Sie, liebe Leserin und lieber Leser, vielleicht schon länger vertraut mit meiner Entdeckung und haben meine Irritationen schon hinter sich. Für diesen Fall warne ich Sie, weiter zu lesen.

Es gab an der bekannten Goldküste im Kanton Zürich eine Firma, Phonak mit Namen, die ihr stetiges Aufstreben nicht mehr im Stillen geniessen wollte. Sie machte den guten Geschäftsgang mit gedopten Velofahrern im gleichnamigen Team und ihrem überall unrasiert auftretenden Chef populär und verbreitete damit den Ruf typisch schweizerischer Tugenden bis weit ins Ausland. Über die Jahre hinweg beschäftigten mich weder die Farben der Velo-Trikots besonders noch die Tatsache, dass die Erfolgsgeschichte, von einigen Fahrer- und Hörstürzen jetzt abgesehen, aus einer Nachbargemeinde stammte. Immerhin waren es keine schlechten Nachrichten, die sonst die Zeitungslektüre so betrüblich machen. Doch dann ereignete sich eine Art Mutation, und die Firma, oder der Konzern, ich kenne mich da nicht so aus, hiess auf einmal Sonova. Nun ging es nicht mehr lange, bis aus blauem Himmel eine «Gewinnwarnung» – genauer noch: das Fehlen einer Gewinnwarnung – wie ein Blitz in unsere lokale und auch in die grosse Presse einschlug. Dabei ist doch ein Gewinn eher wie die Sonne am blauen Himmel. Wie glücklich würden wir uns schätzen, könnte z. B. die Zeitschrift für Kultur & Politik einmal einen Gewinn am Horizont erahnen, anstatt vom schwindenden Kapital zu zehren. Doch was ich zuerst als gute Nachricht lesen wollte, war offensichtlich ein zerstörendes Gewitter.

Brutal und absolut autodidaktisch lernte ich also, dass Gewinnwarnungen etwas Schlechtes bedeuten. Wie die Warnungen vor Flutwellen in beinahe trocken gelegten Bächen unterhalb von Staumauern. Oder wie unsere gelbblitzende Sturmwarnung am Zürichsee vor dem aufkommenden Föhn. Auch in Lawinenbulletins werden je nach Schneeverhältnissen Warnungen ausgesprochen oder am Wochenende Automobilisten mit Stauwarnungen auf ihre Freizeitverbringung am Gotthard vorbereitet. Aber Gewinnwarnung?

Foto: Markus Schär

Mit dem Wort Gewinn hatte ich in den letzten Jahren nur deshalb zu tun, weil meine Mutter in etwa halbjährlichen Abständen immer wieder Post erhält, sie möge doch endlich den ihr bereits zugesprochenen Gewinn mittels einer unterhaltsamen Carfahrt (in Begleitung von bis zu vier Personen) samt Gratis-Mittagessen abholen. Kürzlich handelte es sich beim garantierten Preis nicht nur um die üblichen 1000 oder 2000 Franken in bar, sondern um einen Audi A1! Meine Mutter ist allerdings vor zehn Jahren gestorben, sie sass leider auch zu Lebzeiten mangels Führerschein nie am Steuer eines Autos – und was sie jetzt gern täte, weiss ich mit dem besten Willen nicht. Aber natürlich behalte ich diese Gewinnmeldungen auf, falls die Verantwortlichen eines Tages ihr die akkumulierten Preisgewinne persönlich überreichen möchten und plötzlich vor der Haustüre stehen. – Mir kommt das alles in den Sinn, weil ich vor Gewinnen irgendwie hätte gewarnt sein müssen. Trotzdem traf mich der Fall Phonak/Sonova voll in die Magengrube.

Einer, der einem beim Wort Gewinnwarnung auch in den Sinn kommt, ist George Orwell mit seiner 1948 geschriebenen Vision vom Leben mit verdrehter Sprache, die er «Newspeak» nannte. Ihm ging es noch um die feinen Unterschiede, die – abgesehen von allen Überwachungskameras und Big-Brother-TV-Sendungen – insofern Wirklichkeit geworden sind, als wir heute z. B. von einem «Ereignis» reden, wenn ein grosser Unfall passiert ist. Oder von «Betagten», wenn wir alte Leute meinen. Oder vielleicht auch von «Raumplanung», wenn wir über die halt- und gestaltlose Zersiedelung der Schweiz sprechen. Mit meiner Neuentdeckung in der weiten Prärie unbeschränkten Wirtschaftens wird nun aber eine neue Magnitude auf der erweiterten Richterskala der Sprachentgleisungen ausprobiert: «Gewinnwarnung» ist der nicht mehr kaschierte Versuch zur öffentlichen Lüge, die man im Kopfstand als etwas Anständiges erkennen möchte. (Das naive Kleinkind ist es nämlich nicht, welches beide Hände vor die Augen presst und zu seinem Gegenüber sagt: «Gäll, du gsesch mich nöd?») Gewinnwarnung möchte uns mitteilen: Niemand hat mich vor Verlusten gewarnt. Ich bin aus dem Hinterhalt erschossen worden. Und nebenbei: Weil ich mich bisher stets nur um Gewinne gekümmert habe, trifft mich ohnehin keine Schuld.

Warum wir solches Sprechen ertragen sollen, ist schwer zu beantworten. Vielleicht wehrt man sich gegen Umdeutungsversuche von Wirklichkeit am besten dadurch, dass man die Waffen dieser vermeintlich Definitionsmächtigen ergreift. Das heisst, dass ich Ihnen jetzt knallhart die Frohbotschaft einer «Verlustwarnung» für das Bioforum mache. Und zwar trifft dieses erstrebenswerte Ereignis dann ein, wenn Sie, genau Sie, der oder die diesen Text jetzt lesen, im nächsten halben Jahr ein (1) neues Mitglied für unseren so attraktiven wie gemeinnützigen Verein finden können. Dann regnet es nämlich in Form von zusätzlichen Mitgliederbeiträgen solche «Verluste» in die überschwemmte Kasse des Bioforums, dass wir danach sogar unseren Redaktor fair entschädigen können und um die Durchführung kommender Möschberg-Gespräche oder Biogipfel nicht mehr bangen müssen. (Über einen allfälligen Börsengang und die Bonizahlungen können wir uns ja dann später unterhalten.)

In trauriger Erwartung grüsst Sie
allerunfreundlichst,
Jakob Weiss

Der Verlust als Gewinn?

Claudia Capaul. Nun ist er wieder da, der Sommer, intensiv und heiss, und die Sonne schaut uns bald von ihrem höchsten Stand aus in den Garten und in die Felder. Heuen ist angesagt, und das Leben findet fast nur noch im Freien statt. Das Spinnrad steht in einer Ecke der Stube, tatenlos, und döst entspannt vor sich hin, nach einer langen Zeit des fleissigen Surrens, Drehens und Wickelns. Wenn ich die Sense durchs saftige Gras sausen lasse und mit der Familie fröhlich im Schatten der Linde das Zvieri geniesse, kann ich mir fast nicht mehr vorstellen, wie es war damals im Winter, mit kahlen Bäumen rund ums Haus und im Wald, mit Schneehaufen und Eisglätte da, wo jetzt der Mittagstisch im Freien steht. Ich will es mir auch nicht vorstellen, denn es ist zu schön, so wie es jetzt ist.

Doch einmal ist das alles wieder vorbei, einmal wird es wieder kalt und dunkel werden. Ich weiss es. Den ganzen Sommer durch und im Herbst werde ich meine Vorräte einbringen, einmachen und einlagern. Das ganze Leben im Sommer ist auf den Winter ausgerichtet, auf die Zeit danach sozusagen. Und doch bin ich ganz im Jetzt und geniesse die Wärme und die Weite, die das Sommerhalbjahr bietet. Wenn die Sonnenstrahlen flacher werden und das Licht mild und fahl, wenn der Winter sich unmissverständlich ankündigt, werde ich ihn nicht wahrhaben wollen und jeden Moment der Wärme einsaugen. Der erste Schnee kommt immer zu früh. Der erste Schnee ist immer ein leichter Schock. So, nun ist es wieder so weit, sagt er mir. Nun weisst du es!

Wenn ich mich auf die Tatsache des Winters eingestellt habe, ist es bald kein Problem mehr. Der Schock ist bald verkraftet. Ich passe mich an. Das Winterleben hat ja auch schöne Seiten: die warme Ofenbank, heimeliges Kerzenlicht, Fondue aus dem eigenen, im Sommer gefertigten Käse, und das Spinnrad, das nun wieder seine Aufgabe aufnimmt und fröhlich surrt. Der vermeintliche Verlust stellt sich als Gewinn heraus. Es war nur die Umstellung, die mir Mühe machte, oder die Vorstellung, sich vom Vertrauten und Gewohnten trennen zu müssen.

Wir Menschen sind doch «Gewohnheitstiere», nicht wahr? Wir nisten uns bequem in unseren Gewohnheiten ein. Nur die Umstände können uns da herausholen. Da nützt alles sich Sträuben nichts. Wenn sich die Menschen unserer

Foto: Markus Schär

Breitengrade gerade so schön daran gewöhnt haben, jederzeit mit dem Flugzeug in alle Welt verreisen zu können, macht ein Vulkan plötzlich Probleme und durchkreuzt so manchen Business- oder Ferienplan. Oder wenn wir uns so schön an die Vorstellung gewöhnt haben, dass wir in fernen Ländern an perfekten Stränden traumhafte Ferien machen können (und wer zu Hause oder in der Schweiz bleibt, ist ein Muffel), zerstört ein Tsunami dieses so gut funktionierende Geschäft. Wenn sich die modernen Menschen gerade so schön mit viel Elektrizität eingerichtet und an die Atomkraftwerke und deren Gefahrenpotenzial gewöhnt haben, passiert so ein Schock wie der von Fukushima.

Es fällt mir auf, dass es oft die Erde und die Naturereignisse sind, die uns aus unseren Gewohnheiten herausreissen. Anscheinend kommen wir nicht daran vorbei. Sie diktieren und bestimmen nach wie vor unser Leben und unser Dasein. Wir sind Wesen dieser Erde, und wir sind ihren Gesetzen unterworfen.

Wir Menschen hätten es halt gerne immer etwa gleich, und bequem dazu. Nur nicht zu viele Veränderungen, denn die machen uns Angst. Wenn ich mir nun vorstelle, dass das Erdöl uns eines Tages nicht mehr zur Verfügung stehen wird, dann macht das Angst, existenzielle Angst, denn unser ganzes Leben ist inzwischen auf dem Erdöl aufgebaut. Wir sind so sehr daran gewöhnt, dass wir uns ein Leben ohne Erdöl nicht mehr denken können: keine Autos, keine Maschinen, keine Flugzeuge, kein Plastik, und so weiter. Es heisst zwar immer, der Erdölhahn würde langsam versiegen, und wir hätten Zeit, uns einzurichten. Aber wenn das Ende des Erdölzeitalters schockartig kommt? Die Geschichte lehrt uns ja, dass die grossen Veränderungen immer plötzlich geschehen. Angefangen beim ersten Schnee jedes Jahr und fortgesetzt beim Tsunami. Wie reagieren wir dann?

Wir wissen es nicht. Wir können es nicht wissen, und dennoch sollten wir versuchen, uns dagegen zu wappnen, indem wir schon heute etwas üben. Doch die Realität der Veränderung wird brutal und unerwartet sein!

Einmal mehr kommen mir unsere Schafe in den Sinn. Haben sie nicht auch ähnliche Charaktereigenschaften wie wir Menschen? Die Liebe zur Gewohnheit, Überlebenswille und Anpassungsfähigkeit? Schert man dem Schaf zum Beispiel die Wolle, ist das für das Schaf eine existenzielle Veränderung und Bedrohung. Die schützende Hülle, die Wind, Regen und Sonne abhält, ist weg! Wie reagiert es darauf? Es lässt die Wolle so schnell wie möglich wieder nachwachsen. Schon nach zwei Tagen hat sich wieder ein Flaum gebildet. Nach drei Tagen ist das Schaf so gut geschützt, dass es nicht mehr erkältungsgefährdet ist! Drei Tage braucht es speziellen Schutz, und schon ist alles wieder normal. Das Schaf fühlt sich nun sogar wohler und leichter, befreit von Schmutz und Ungeziefer.

Oder wie war das beim «Lothar»? Riesige Wunden hat der Sturm in unsere Wälder geschlagen. Die Forstwirtschaft erlitt eine Krise. Und nun? Wir freuen uns über verjüngte Wälder, und wir wissen nun, dass Mischwälder, wie sie natürlich wachsen, viel gesünder und sturmsicherer dastehen als Monokulturen von Fichten.

Der Verlust des Erdöls wird sicher ein grosser Schock sein. Aber wird es nicht auch eine Befreiung sein? Und eine Chance, das Leben auf eine ganz andere Art zu gestalten, vielleicht auf eine bessere? Unser Überlebenswille und Erfindergeist und unsere Anpassungsfähigkeit werden uns dabei gewiss nützlich sein. Und der Verlust wird sich als ein Gewinn herausstellen! •

HiPP
Für das Wertvollste im Leben.
Beim
ersten Gläschen
seines Lebens muss
einfach alles stimmen.
Bei den HiPP Einsteigergläschen wurde bewusst auf alles verzichtet, was die Umstellung von der Milch auf die Beikost erschweren könnte. Sie sind:
✓ aus wenigen Zutaten zusammengesetzt
✓ ohne Salz- und Zuckerzusatz
✓ natürlich in 100 % Bio-Qualität
und deshalb besonders bekömmlich, vom ersten Löffel an.
BIO
HiPP
Reine Karotten
Gemüse ist der ideale Start in die Beikost.
Kombiniert mit unseren Fleischzubereitungen erhalten Sie ein individuelles, komplettes Menü. Und mit einigen Löffelchen HiPP Früchte als Nachtisch können Sie sicher sein, alles dafür getan zu haben, damit Ihr Baby abwechslungsreich und ausgewogen ernährt wird.
www.hipp.ch

Vom 17. bis 19. Juni 2011 findet in Zofingen der traditionelle **Bio Marché** statt. Wie gewohnt lädt das Bioforum Schweiz bei dieser Gelegenheit zum ebenso traditionellen **Biogipfel** und zu seiner **Hauptversammlung** ein.

Hauptversammlung 2011

Samstag, 18. Juni 2011, 10.30 Uhr im Rathaus Zofingen

Traktanden:

1. Protokoll der HV vom Juli 2010
2. Jahresbericht des Präsidenten
3. Jahresrechnung 2010*
4. Festlegung Abogebühr und Mitgliederbeitrag
5. Budget 2011*
6. Tätigkeitsschwerpunkte 2011/2012
7. Verschiedenes

*Jahresrechnung und Budget werden an der Sitzung verteilt.

11. Biogipfel

Samstag, 18. Juni 2011, 13.00 bis 16.00 Uhr, im Rathaus Zofingen

«Brennpunkt Nahrung in einer Welt im Umbruch»

Dezentrale Bioproduktion garantiert Ernährungssouveränität und Selbstbestimmung

Wie an jedem Bio Marché findet auch dieses Jahr der vom Bioforum Schweiz organisierte Biogipfel statt.

Unter dem Titel **«Brennpunkt Nahrung in einer Welt im Umbruch»** stellen wir verschiedene Produktionsmodelle vor, welche von einer neuen Bewegung vorwiegend junger Menschen aufgebaut und betreut werden. Im Gegensatz zu den Bewegungen der 1970/80er Jahre geschieht dies oft nicht nur aus idealistischer Motivation, sondern auch aus einer praktischen Not heraus, da viele dieser Leute sich gesunde Nahrung nicht leisten können oder den Labels nicht (mehr) vollständig trauen. Am Beispiel des Filmes von Nils Aguilar **«Voices of the Transition»** möchten wir aufzeigen, dass solche Projekte nicht bloss spielerische Freizeitbeschäftigungen sind, sondern ein Modell zur Verbesserung dezentraler Versorgungssicherheit darstellen.

Wir werden eine **Diskussion** unter Einbezug des Publikums veranstalten und Ausschnitte des oben genannten Films (evtl. auch den ganzen, wenn es die Zeit erlaubt) zeigen. Anschliessend offeriert das Bioforum einen **Apéro.**

TeilnehmerInnen sind Protagonisten selbstverwalteter Landwirtschaftsprojekte aus dem Raum Zürich, Bern und Basel. Der Soziologe und Filmemacher Nils Aguilar, welcher mit seinem Film zum Thema die ganze Wichtigkeit dieser weltweiten Bewegung aufzeigt, wird über seine Erlebnisse und Erfahrungen berichten.

Impressum

Kultur und Politik erscheint im 65. Jahrgang Vierteljahreszeitschrift

Herausgeberin ist das Bioforum Schweiz

Geschäftsstelle Bioforum Schweiz:
Wendy Peter, Wellberg, 6130 Willisau
Telefon 041 971 02 88, bio-forum@bluewin.ch

Redaktion: Markus Schär, Wendy Peter, Nikola Patzel, Werner Scheidegger
redaktion@bioforumschweiz.ch

Redaktionskommission: Claudia Capaul, Christian Gamp, Nikola Patzel, Wendy Peter, Markus Schär, Werner Scheidegger, Jakob Weiss

Fotos: Siehe Quellenangaben

Inserate:
Telefon 041 971 02 88 (Geschäftsstelle), inserate@bioforumschweiz.ch

Ein Jahresabonnement kostet Fr. 40.–/30 Euro

Layout und Druck: Druckerei Schürch AG, Huttwil

Redaktionsschluss für K+P 3/11:
15. August 2011

Für aktuelle Infos:
www.bioforumschweiz.ch

PP/Journal
AZB CH-6130 Willisau